DER QUERSCHNITT

VII. Jahrgang Heft 5

INHALTS-VERZEICHNIS

Lise Baumann ..... *Was ist Deutsch*
Benno Freiherr v. Stülpnagel ..... *Der Untergang der Anne-Marie (Aus dem Logbuch)*
Curt Glaser ..... *Albert Kollmann*
Gabriele d'Annunzio ..... *Hymnen*
Sir Galahad ..... *Das Phänomen Rachilde*
Constance Vaughan ..... *An English Woman is a Clergyman's Daughter*
Max Worgitzki ..... *O Polen!*
Karol Irzykowski ..... *Die geistige Lage Polens*
Florent Fels ..... *Also sprach Vollard*
Pantelejmon Romanow ... *Gericht über einen Pionier*
Herbert Guttmann ..... *Golf*
Richard Buhlig ..... *Variationen über das Klavier*
L. Thurneiser ..... *Beethoven-Bilanz*
Carl Einstein ..... *Rudolf Belling*
Alfred Flechtheim ..... *Das Problem der Generation*

Bücher-Querschnitt / Marginalien

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

*

Umschlagzeichnung von Heinrich Hörle (mit Genehmigung der Galerie Neumann-Nierendorf)

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Berlin
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G.m.b H., Wien, I., Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag

75% der Menschen leiden an

Stuhlverstopfung

„Ein träger Darm ist der Ausgangspunkt unzähliger Leiden. Durch Aufsaugung und Übertritt der zu lange im Darm weilenden Fäulnisstoffe ins Blut entstehen die allermeisten modernen Krankheiten: die Verdauungsstörungen, Magen-, Leber- und Gallenleiden, das große Heer der Nervenleiden, Unterleibskrankheiten, Hautkrankheiten usw. Die Fäulnis- und Gärungsprozesse verseuchen vom Darm aus durch den Säftestrom den ganzen Körper." (Prof. Dr. Adams.)

Wir brauchen

Brotella

nach Professor Dr. Gewecke

Wir brauchen es als eine Naturkost für den Kulturmenschen, dessen Verdauungsorgane von allem Fleisch, Wurst, Käse, Eiern, Delikatessen, von allen Kaffee's, Tee's und Süßigkeiten usw. entartet, verweichlicht und geschwächt sind.

Brotella ist echte Naturkost und Darm-Diät, weil es den trägen schwachen Darm wieder zur Selbstarbeit erzieht, ihn reinigt, fettet, schleimt, trainiert und verjüngt und weil es die alten Kotreste aus den Falten des Darmes entfernt. Brotella beseitigt die Ursache der Stuhlverstopfung und ist zugleich ein wohlschmeckendes, nahrhaftes Frühstück und Abendessen.

Brotella ist der Weisheit letzter Schluß!

Wir unterscheiden:

Für den Allgemeingebrauch:

1. **Brotella-mild,** bei Magen-Darmleiden, leichter Verstopfung u. für Kinder Pfd. M 1.40
2. **Brotella-stark,** bei chronischer Verstopfung . . . . . „ M 2.–

Für den Spezialgebrauch:

3. **Brotella für Korpulente,** bei Stuhlverstopfung und Fettsucht . . . . . „ M 3.50
4. **Brotella für Diabetiker,** bei Stuhlverstopfung und Zuckerkranke . . . . „ M 3.50
5. **Brotella für Nervöse,** bei Stuhlverstopfung und Nervenleiden . . . . . „ M 3.50
6. **Brotella für Blutarme,** bei Stuhlverstopfung und Blutarmut . . . . . „ M 2.50
7. **Brotella für Kinder,** Spezial-mild-Brotella für Kinder unter 4 Jahren . „ M 1.60

1 Pfd. „Brotella" gibt 20 Teller wundervoll schmeckende Suppe
Ein Teller kostet also 10 bzw. 15 Pfennig

Neues Brotella-Kochbuch kostenfrei. ⁄ In allen Fachgeschäften erhältlich

FABRIK: WILHELM HILLER ⁄ HANNOVER

Carl Rabus

WAS IST DEUTSCH?

Von

LISE BAUMANN

„Die gesamte Nation ist eine einzige großzügige Propaganda!" Kann es sich hier um die deutsche handeln? Wäre es denkbar, mit diesem Wort Joseph de Maistres das deutsche Wesen zu bezeichnen? Und ist es erst nötig, den Vordersatz dieser Bemerkung hinzuzufügen: „Im Charakter der Franzosen und schon in ihrer Sprache liegt eine gewisse proselytisch werbende Macht, die alle Begriffe übersteigt", um zu erkennen, daß sie sich nicht auf Deutschland beziehen kann?

Die negative Lösung des Problems „Deutsch" kann auf gar keine präzisere Formel gebracht werden. Einer positiven ist vielleicht der irische Spötter Swift am nächsten gekommen, dessen beißende Kritik kein Lebensgebiet verschonte — nicht die geliebte irische Heimat noch das verhaßte England, weder Religion noch Zivilisation. Der letzteren stand er besonders skeptisch gegenüber, weil doch gerade „die größten Erfindungen, wie Kompaß, Schießpulver, Buchdruck in den Zeiten der Unwissenheit gemacht wurden, und zwar von dem dümmsten Volk: — den Deutschen!"

Dieses geistvolle Paradoxon umfaßt in überlegener Klarheit den deutschen Wesenstypus, soweit bei einer Nation, deren Veranlagung und Erziehung zur Individualisierung und Originalitätszüchtung hinstrebt, überhaupt von einer Typusbildung die Rede sein kann. Hier wird die unwahrscheinliche Mischung sich widerstreitender Eigenschaften im deutschen Volkscharakter mit Messerschärfe bloßgelegt. Einerseits die ungewöhnliche Begabung für abstraktes Denken, das zu geistigen Spitzenleistungen, zu eruptiven Genie-Ausbrüchen

geführt hat und zu den heftigsten Kulturanstößen, die die Welt überhaupt erschüttert haben. Und andererseits doch — ein dummer Kerl, der deutsche Michel! Eine Bewertung, die er seinem apolitischen Sinn zuzuschreiben hat. Dumm, gutmütig und — in beinahe lächerlichem Widerspruch zu dem berüchtigten „furor teutonicus" — gemütlich, ein Wort, bei dem leider durch starke Abnutzung sein Ursprung von und sein Zusammenhang mit dem „Gemüt" vergessen wurde. Die Gemütlichkeit aber ist ein so rein deutscher Wesenszug, daß jeder Versuch einer Uebertragung des Begriffes in fremde Sprachen immer an psychologisch tief begründeten Schwierigkeiten scheitern muß. Denn

„ . . . Gemüt hat nur
Der Deutsche, er wird gemütlich bleiben
Sogar im terroristischen Treiben"

wie Heine so ahnungsvoll singt, wenn auch selbst er in den Schlußversen dieser hübschen „1649—1793—? ? ?" überschriebenen, historischen Reminiscenz, bei der die drei Fragezeichen mittlerweile durch das Jahr 1918 überholt wurden, das deutsche Gemüt noch unterschätzt hat. Zu dem von ihm antizipierten Schluß:

„Hoch auf dem Bock mit der Trauerpeitsche
Der weinende Kutscher — so wird der deutsche
Monarch einst auf den Richtplatz kutschiert
Und untertänigst guillotiniert"

ist es nicht gekommen, weil der deutsche Monarch zu der deutschen Gemütlichkeit offenbar doch nicht das rechte Vertrauen besaß.

Eine so maßvolle, freilich auch ideen- und pathoslose Revolution hat zum Unterschied von dem von seiner Loyalität so durchdrungenen Engländer und dem auf seine, die ganze Welt befruchtende Zivilisation so stolzen Franzosen nur der als Barbar stigmatisierte Deutsche fertiggebracht, dieser Mischling aus Problematik und Mystik, dem es zum Verhängnis geworden ist, daß die Reformation alle Kräfte absorbiert hat, die einer politischen Revolution hätten dienen sollen.

Aber was ist denn nun dieses deutsche Wesen, „an dem noch einmal mag die Welt genesen"? Uebrigens „mag" und nicht „soll", wie leider oft irrtümlich und nicht ganz glücklich zitiert wird. Was es nicht ist, das wissen wir alle! Da „nicht eigentlich redet der Mensch, sondern in ihm die menschliche Natur", so bestätigt Goethes „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist" wiederum die mangelnde werbende Kraft des deutschen Wesens und der deutschen Sprache. Und die Sprache ist ja die reinste Aeußerung der Volksseele. Wie sollten die Grazien sich auch nicht schaudernd abgewendet haben von einem Volk, das „eine Liebenswürdigkeitslehre als vom Teufel" bezeichnet! Vielleicht liegt hier ein bewußter Verzicht, weil nämlich „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun". Wir wollen weder verführen noch verlocken — gewiß ein höchst ethischer, wenn auch etwas gar asketischer Gedanke — und wir haben das Verführen und Verlocken so lange verschmäht, bis die Fähigkeit dazu in uns verkümmert ist, wie ein unbenutztes körperliches Organ.

Notabene — wenn sie jemals vorhanden war! Denn es wäre immerhin denkbar, daß die Not erst zu einer Tugend entwickelt wurde, daß die Grazien gar nicht erst die Flucht ergriffen, sondern von vornherein ausgeblieben sind, und die etwas widerhaarige Sprödheit gerade einen entscheidenden Faktor unserer Art darstellt.

Für den Kontakt zwischen fremdsprachigen Völkern ist ein Körnchen psychologischer Einfühlungsfähigkeit die Voraussetzung. Welchen Mangel an dieser Fähigkeit aber beweisen wir durch unser starres Festhalten an der sogenannten „deutschen" Schrift, die durchaus nichts ursprünglich Deutsches ist, sich vielmehr aus der romanischen entwickelt hat, und die — nachdem die romanischen Völker, wie auch die übrigen germanischen, wohlweislich zu der allen gemeinsamen Antiqua zurückgekehrt sind — von uns Deutschen als besondere Eigenart gepflegt wird! Würde aber durch eine Beschränkung der Fraktur auf den Wissenschaftsbereich für die Geltung des Deutschtums in der Welt mehr verloren sein, als für das Verständnis der deutschen Psyche gewonnen wäre? Da tauschen wir unentwegt Prominente des Geistes und der Wirtschaft gegeneinander aus, öffnen unsere Bühnen fremder Einfuhr, zuweilen mit einer nicht immer den eigenen Autoren erwiesenen Nachsicht, und erfassen auf diese Weise einen kleinen Kreis für die Verständigung bereits Interessierter, die dieser Anregung nicht erst bedürfen, weil sie dieselbe aus eigenem Antrieb suchen. Aber niemals erfassen wir die Masse! Ja ihr versperren wir geradezu systematisch den Weg zu uns, als ob wir uns bewußt verschließen wollten. Die Niederschläge des Tages in der Presse, die tieferen Seelenströmungen in Literatur und Dichtung, die ja doch schließlich alle nur Reflexe der Volkspsyche sind, bleiben der Masse im Ausland verschlossen. Selbst Fremde, welche die deutsche Sprache ausreichend beherrschen, um sich gern genug mit unserer Literatur zu befassen, scheitern an der deutschen Schrift.

Wilhelm Morgner

Niemand kann ernstlich behaupten, daß Uebersetzungen mehr bedeuten als einen Ersatz. Zeitungen und Zeitschriften kommen aber für die Uebersetzung kaum in Frage, ein besonderer Nachteil, weil auf diese Weise jede Vermittlung des Tagesfluidums fehlt, der wechselnden Einstellung von heute auf morgen, der gar nicht greifbaren Schwankungen, die oft zu politischen Spannungen geführt haben.

Anderes, was uns durch Generationen als deutsche Eigenart überliefert wurde, hält ernster Prüfung allerdings nicht stand, wie zum Beispiel die Versicherung: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt", die seit Philipp von Mazedonien, über Tristan, Racine und Goldsmith, bis auf Arndt und Bismarck alle Völker für sich in Anspruch genommen haben. Nicht viel anders steht es mit dem „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend", denn welche Nation oder welch Individuum würde wohl von sich behaupten, charakterlos zu sein?

Wenn hingegen Hermann, Ventilius' Liebe zu Thusnelda bezweifelnd, fragt:

„So was ein Deutscher lieben nennt,
Mit Ehrfurcht und mit Sehnsucht, wie ich dich?",

so beweist Kleist hier ein feines Differenzierungsvermögen für das typisch deutsche Liebeserlebnis, was bei einem oberflächlichen Blick auf die großen Liebenden anderer Völker ganz deutlich in die Erscheinung tritt, wenn auch das Liebeserleben bei allen Völkern zeitlich eine Abwandlung erfahren hat. Diese Verschiedenheit beschränkt sich nicht nur auf die Liebe zwischen Mann und Weib, sondern erstreckt sich auch auf die Liebe zum Vaterlande. Zwar nicht dem Werte nach, wie neben Shakespeares Hohemlied auf das „Gekrönte Eiland" und Fichtes einfach-stolzem Wort „Das Ausland ist die Erde, das Mutterland aber ist der Himmel" die Dichtung aller Völker bezeugt, aber der Art nach. Dem englischen „right or wrong my country", das ja nur eine logische Konsequenz des ausgeprägten politischen Sinnes der Engländer ist, steht die immer wachsame Objektivität des Deutschen gegenüber, als ebenso logische Folge dieser mangelnden Fähigkeit. In romanischen Ländern wäre die belgische Neutralitätsverletzung durch eine schöne Geste verhüllt und die verzuckerte Pille geschluckt worden, ohne den Gaumen zu beleidigen. Und daß eine ähnliche Zwangslage in England „ethisch" begründet worden wäre, steht wohl außer Zweifel. Ist doch diese leichte Beugung der Wahrheit letzten Endes nichts weiter als eine Verbeugung vor der Moral, ein Mittel, das auch Bismarck, einer der wenigen politischen Geister Deutschlands, bekanntermaßen keineswegs verschmähte.

Wie die Heimatsliebe, so ist auch der Freiheitsbegriff national gebunden. Heines witzige Bemerkung über die Divergenz des Verhältnisses eines jeden Volkes zur Freiheit trifft noch heute zu: „Der Engländer liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib, er besitzt sie und, wenn er sie auch nicht mit absonderlicher Zärtlichkeit behandelt, so weiß er sie doch im Notfall wie ein Mann zu verteidigen, und wehe dem rotgeröckten Burschen, der sich in ihr heiliges Schlafgemach drängt — sei es als Galan oder als Scherge. Der Franzose liebt die Freiheit wie seine Braut. Er glüht für sie, er flammt, er

Otto Schoff

wirft sich zu ihren Füßen mit den überspanntesten Beteuerungen, er schlägt sich für sie auf Tod und Leben, er begeht für sie tausenderlei Torheiten. Der Deutsche liebt die Freiheit wie seine alte Großmutter."

Die Freiheit des bürgerlichen Lebens in Deutschland ist nichts als eine schrankenlose Formlosigkeit, die sich auf allen Lebensgebieten austobt; keinerlei Einheitlichkeit von Sitten, Bräuchen, Anschauungen! Die Neigung eines jeden Einzelwesens, eine Partei oder mindestens einen Verein für sich zu gründen, ist heute ebenso vorherrschend wie zur Zeit der ärgsten Zersplitterung. Was Veranlagung begonnen, vollendet die Erziehung, deren Zielsetzung Entwicklung der Persönlichkeit ist. Dieser ausschweifende deutsche Individualismus läßt die Entwicklung zum Typus, wie etwa den englischen gentleman, den französischen honnête homme, den italienischen cortigiano oder den spanischen caballero, gar nicht recht aufkommen. Deutschland ist das Land der Originale und ist gerade dadurch von England, diesem Gebilde starrer

Konvention und gefestigter Tradition, nicht nur durch das physische Meer, sondern durch einen geistigen Abgrund getrennt. Fährt man von der englischen Küste ins Land hinein, so ist man betroffen von der Uniformität der Häuser und Straßenzüge, und betritt man versehentlich an Stelle des Freundeshauses ein falsches, so wird man dies nicht eher bemerken, als man statt dem Freunde einem Fremden gegenübersteht, denn weder unterscheidet sich das Innere eines Hauses von dem nächsten, noch Kleidung oder Gewohnheiten seiner Bedienten. Für die winzigsten und bedeutendsten Lebensäußerungen steht die stereotype Form fest. Man kann an einem Tage einem Dutzend Engländer begegnen, die alle das Gespräch beginnen: „Schönes Wetter heute!" Und auch im weiteren Verlauf des Gespräches werden sich keine besonderen Abweichungen bemerkbar machen. Weder aus Zufälligkeit, noch aus Armut. Sondern, weil der Engländer Wert darauf legt, sich auf gemeinsamem Boden zu bewegen, das Gemeinsame zu betonen, den anderen zu bejahen. Aus diesem Grunde stellt er sich nicht vor, denn der Name ist das erste Unterscheidende. Er fragt dich nicht nach deinem Beruf, deine diesbezügliche Frage macht ihn bestürzt, und er versucht, dich in ein Gespräch über den vermutlich gemeinsamen Sport zu ziehen. Der Deutsche nimmt seine singuläre Individualität zu schwer. Er fühlt sich verpflichtet, zu jeder Lebenserfahrung Stellung zu nehmen, gewissenhaft, als ob er einen Eid darauf ablegen müßte; vor allen Dingen seinen Standpunkt zu wahren, ganz im Gegensatz zu dem immer geschmeidigen Franzosen, dem schon seine Sprache Nuancen und Delikatessen erlaubt, die der deutschen versagt sind. Des Deutschen Schwere ist klimatisch, geographisch und geschichtlich bedingt. Ihm wurde eben alles schwer gemacht, wofür die Kulturrückschläge des Dreißigjährigen Krieges nur ein Beispiel seiner glücklosen Geschichte bilden.

Neben dieser überspitzten Individualität eine ungeheure kosmopolitische Sehnsucht, die um Verstehen ringt, eine versteckte Romantik, die oft schamhaft in Derbheit ein Ventil sucht, ein unüberwindlicher Hang zur Mystik, die er aus den heimatlichen Wäldern gesogen hat und die André Germain zusammenfaßt — der deutsche Wald, das ist die deutsche Seele!

Also eine schwer zu fassende Komponente, die zwischen Deutschland und anderen Völkern unüberwindliche Schranken des Verstehens errichtet. Mißtrauisch stehen sie der deutschen Problematik gegenüber, hinter der sie allerlei Uebles wittern, von dem der in puncto Völkerpsychologie so harmlose Deutsche nichts ahnt.

Keineswegs ist es die Rassenzugehörigkeit allein, die den Volkstypus schafft. Daß die deutschesten Deutschen nicht unbeträchtliche fremde, neben

allgemein menschlichen, Eigenschaften aufweisen, ließe sich vielleicht noch auf allerlei, auch z. B. wendisch-slawische Mischungen zurückführen, für die Ortsnamen in unmittelbarster Nähe Berlins, wie Spandowa, Cladowa u. a. beredte Zeugen sind. Wie aber wäre ohne die Einflüsse von Klima, Boden, Sitte und Kultur ein Fontane zu erklären oder ein Chamisso! Der größte deutsche Musiker entstammte einer belgischen Familie! Und wieviel fremde Einflüsse offenbaren sich bei dem Reintypus Dürer! Sohn eines ungarischen Vaters, mit der ewig deutschen Sehnsucht nach dem Süden im Herzen, in ganz jungen Jahren zu den italischen Meistern pilgernd und befruchtet von ihrem Geiste, deutsche Bilder schaffend, so deutsch, wie neben ihm nur Cranach, Holbein und Grünewald. Und der übernationale Goethe mit seinem Napoleon-Kult und der Gedankenspielerei seiner Uebersiedelung nach Frankreich — ist er nicht in der ringenden Schwere und Mystik des Faust der typisch deutsche Problematiker? Sind doch die mangelnde politische Intuition und die sehnsüchtige Bewunderung des Fremden nur Komplemente dieses Komplexes. Könnte der „Götz" vielleicht auch von Shakespeare konzipiert sein, so doch niemals der „Faust" — ganz zu schweigen von den Goetheschen Frauengestalten, Niederschlägen rein deutscher Erotik.

Bleibt noch die Frage, ob der Volkstypus etwa eine zeitliche Abwandlung erfährt und sich der heutige literarische, künstlerische oder politische Deutsche von den Vertretern einer früheren Epoche merklich unterscheidet. Naturgemäß fehlt die nötige Blickweite zur Erkenntnis der eigenen Zeit; hinzu kommt, daß wir uns in einer ungeheueren soziologischen Umwälzung befinden, daß in allen vom Kriege berührten Ländern die Entartungserscheinungen noch nicht völlig resorbiert sind, daß es gilt, eine zehnjährige Unterbrechung aller Tradition auf moralischem, künstlerischem und sozialem Gebiet zu überwinden und für die veränderten Bedingungen neue Lebensformen zu finden. Dazu bedarf es einer Konsolidierung der inneren Verhältnisse, übrigens nicht nur in Deutschland, ja nicht einmal nur in Europa. Ein Rückblick auf die Geschichte läßt die Frage nach der zeitlichen Gebundenheit des Volkstyps jedoch verneinen. Wohl trat in kriegerischen Vorzeiten der Furor teutonicus, zur Zeit der Romantik die Sentimentalität, die Werther-Natur, bei besonderen politischen Konstellationen die kosmopolitische Sehnsucht des Deutschen stärker in den Vordergrund. Aber immer waren es betont deutsche Eigenschaften und die Fehler dieser Eigenschaften.

Ottomar Starke

Ist es bei jedem Volk bedenklich, Romanität, Gräzität oder Britannität auf einen besonderen Staat zu beschränken, so ist eine Synthese der deutschen Mentalität gerade durch ihre Eigenart, nämlich die mangelnde Typusbildung und die jede Gegenpoligkeit umfassende Problematik, fast aussichtslos, und es wird immer eine offene Frage bleiben: „Was ist Deutsch?"

DER UNTERGANG DER „ANNE-MARIE"
(AUS DEM LOGBUCH)

Von

BENNO FREIHERRN V. STÜLPNAGEL

Montag, den 15. November 1926.

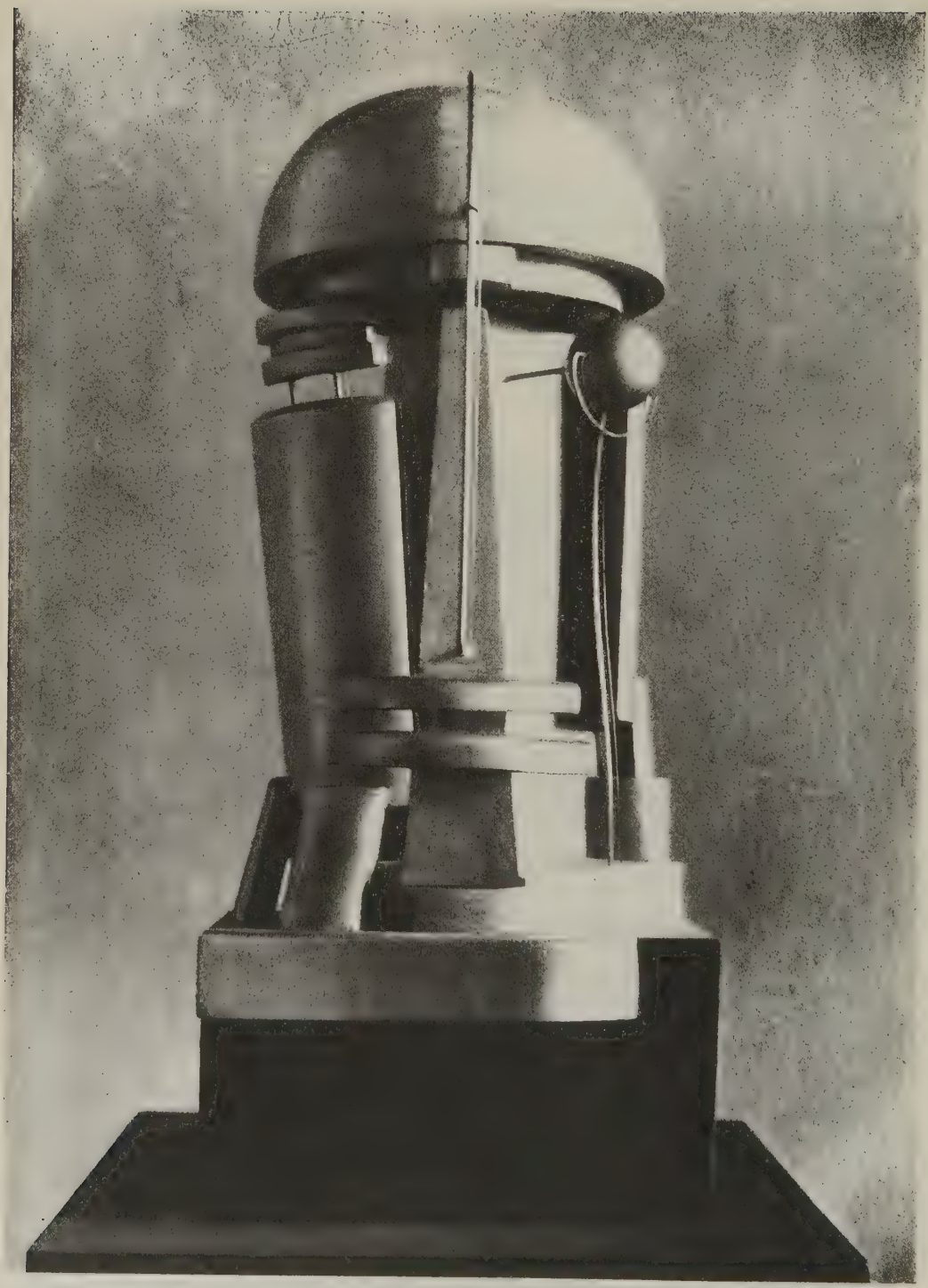
Laut polternd kommt der Bootsmann Blenner vom Vordeck zum Achterdeck. Blenner läuft, und in seiner drolligen Weise fängt er laut zu schimpfen an: „Kruzi-Türken, da sitzt doch schon wieder der Klabautermann hinter der Gallionsfigur und hat mir zwei von den Kerlen kaputt gemacht" und schiebt dabei den Priem von einer Seite in die andere. „Was soll da wohl sein?" frag' ich Blenner. Blenner spricht plattdeutsch: „Ick soll wohl an die Medizinkist' geh'n." Blenner erzählt mir noch nicht, was sich ereignet hat. Schließlich schimpft er wieder weiter auf den Steuerbordanker. Was war geschehen? Die „Anne-Marie" war mit Bricks für London beladen, hatte von den Dampfkränen abgelegt, um mitten im Strom der Schelde den backbordschen Anker wegzuwerfen und sich fertig zu machen für die Reise.

Heute sollte es wider Antwerpen—London, wahrscheinlich Poplardok gehen. Auch Dedfordcreek konnte der Bestimmungsort sein. Was war geschehen? Beim Schwojen mit der Tide hat sich die backbordsche Ankerkette über die Klüse der steuerbordschen gelegt und so die steuerbordsche Kette strammgezogen, die Flunken des steuerbordschen Ankers gehoben und damit die beiden am Spilt Arbeitenden, den Vollmatrosen John und den jungen Alfred aus Kiel, gequetscht. Blenner will beide verbinden, ordnet ihnen aber zu seiner Bequemlichkeit Kojenruhe an. Schließlich sind derartige Ereignisse im ersten Augenblick schwieriger, als sie nachher scheinen. Alles schimpft ob des Ausfalles der beiden Leute, und Blenner sieht dieses als ein schlechtes Omen an und überlegt sich, falls sie sich nicht schnell erholen, die Leute in Vlissingen mit dem Lotsenboot an Land zu setzen.

Was war die „Anne-Marie"? Ein Dreimastgaffelschoner mit Länge über alles von ungefähr 60 Metern. Die „Anne-Marie" konnte 500 Tonnen Bricks laden und diese Reise viermal im Monat nach London machen. Sie war in Schweden erbaut, mit Hilfsmotor versehen, ein starkes, seetüchtiges Schiff. Der Bootsmann Blenner kannte alle ihre Schwächen. Sie war für ihn ein lebendiges Wesen, und er empfand jede Schampfierung seines Schiffes als persönlichen Eingriff in sein eigenes Wohlergehen. Blenner wußte, wenn die Jungens aufpaßten, mit seinem Schiff zu segeln, und wehe, wenn der Mann am Ruder die Segel killte. Er konnte überall sein. Nur an Land hatte er eine Schwäche: er soff. Dann war's fürchterlich. War er auf der Fahrt, so kannte er keine Müdigkeit, kein trockenes und kein nasses Zeug, war überall mit Segelnadel und seinem Farbtopf zur Stelle. Irgendwo und irgendwie, wo er hinkam, hatte er seine Freunde. Er sprach wohl alle Sprachen der Welt, von jeder vielleicht zehn Worte, kurz, ein Faktotum, wie man sie nur noch auf großen Segelschiffen findet. An die Dampfer konnte er sich schwer gewöhnen. Das war nichts für seine Eigenarten.

Photo Galerie Flechtheim

Rudolf Belling, Kopf in Messing. 1925



Aus der Propyläen-Kunstgeschichte

Rudolf Belling, Skulptur. 1923

Photo Galerie Flechtheim

Rudolf Belling, Organische Formen. Bronze versilbert. 1921

„Rudolf Belling, Buchhändlerwappen. Fayence

Blenner hatte, nachdem der vorher beschriebene Unfall erledigt war, alle Luken vorschriftsmäßig verschlakt, alles, was sich auf Deck befand, verzurren lassen, war mit dem Koch die Proviantvorräte durchgegangen, hatte an alles noch erinnert, was ein Schiff für eine Fahrt auf hoher See braucht. Man kann nie wissen, solche Reise kann auch manchmal länger dauern als beabsichtigt. Schließlich nahm auch alles mal ein Ende, und am Petrolpeer wird für den Motor Rohöl, Schmieröl und Petroleum eingenommen. Mittags um 2 Uhr mit der passenden Tide legt die „Anne-Marie" ab und geht scheldeabwärts. Der Lotse begleitet das Schiff bis Vlissingen. Strömungen, Wracks, Wechsel zwischen Ebbe und Flut, entgegenkommende Dampfer und andere Fahrzeuge erschweren das Fahren auf den großen Strömen wie Schelde und Themse so, daß die Schiffe gezwungen sind, einen Lotsen an Bord zu nehmen. Vor Vlissingen überlegt sich Blenner noch einmal, ob er die beiden Kranken an Land setzen soll oder nicht. Es scheint aber nicht notwendig zu sein, sondern es stellt sich heraus, daß nur leichte Quetschungen stattgefunden hatten.

Dienstag, den 16. November 1926:

Wind: SW,
feiner Staubregen,
Barometer 768.

Mittwoch, den 17. November 1926:

5 Zoll Wasser im Schiff. Pumpen (beide Handpumpen Antwerpen neu verpackt).

Donnerstag, den 18. November 1926:

Wind: SW, schwerer Regen,
Barometer 748,
Lampen brennen gut, Schifflenz.

Freitag, den 19. November 1926:

Wind: SW, Stärke 8—9,
Wetter klar, Barometer 723.
Schiff arbeitet schwer,
Schiff nimmt Spritzwasser über,
Windstärke zunehmend.
Die See wird bewegter,
Sturmsegel,
Brecher kommen über.

Sonnabend, den 20. November 1926.

12 Uhr nachts, übernehme Wache, bis morgens um 6 Uhr. Wind zunehmend, Temperatur sinkt andauernd. Schiff arbeitet schwer, schwere Brecher von Backbordseite. Schiff hält sich mit Sturmsegeln am Wind. Nacht bitter kalt. Spritzwasser über das Hochdeck achtern. Nur die notwendigste Mannschaft nachts an Deck. Ich selbst am Ruder. Morgens um 6 Uhr wecke ich meine Ablösung. Windstärke nimmt zu, böig, stoßweise heftiger. Bootsmann Blenner dauernd auf den Beinen, hier einen Block, dort einen Scheekel usw. festzulegen. In der Messe hat sich der Ofen losgerissen und liegt ausgeruht

in der Reservekoje. Wir taxieren Windstärke 10. Um 6.30 Uhr übernimmt mein Schiffer mit Patent die Wache. Ich lege mich mit Oelzeug in der Messe auf das Sofa, um nach dieser 6-Stunden-Wache zu schlafen. Der Wind heult, pfeift, krächzt über das Schiff, fängt sich, reißt, schlägt und nimmt, was nicht fest ist, weg. Um 9 Uhr vormittags werde ich wieder geweckt, komme achtern auf das Hochdeck und finde ein vollkommen verändertes Bild. Die Brecher haben das Schiff bereits von allem Ueberflüssigen befreit. Der Kohlenkasten, die Hundehütte, der Landsteg, Raumleiter usw. bereits über Bord gejagt. Es poltert und kracht und ächzt das Schiff in allen Fugen. Die Leute stehen an den Pumpen; der Koch in der Kombüse hat seine Tätigkeit eingestellt. Rasmus hat bei ihm aufgeräumt, muß auch längst an Deck, um zu helfen. Das Schonersegel wird von einer Bö in Fetzen zerrissen wie ein Taschentuch. Alle Mann sind an Deck und erledigen mit äußerster Ruhe, Kaltblütigkeit und Geschick die von dem Wetter ihnen aufgezwungenen Arbeiten. Dauernd rollt die See über das ganze Mittelschiff. Der Verkehr von hinten nach vorn geht nur noch durch das kalte Nordseewasser. Nach einiger Zeit wilden Tobens der See beobachte ich vom Hochdeck aus die Situation, bis eine schwere See mir die gesamte Vorluke glatt rasiert. Verschlußblaken, doppelte Persennings, die vor der Reise frisch geölt und geteert waren, fliegen mit lautem Krach weit über Steuerbord splitternd in die See. Die schweren Persenningstücher fliegen als Fetzen in der Luft herum.

Jetzt fängt es an: Der Bootsmann, der Schiffer und ich als Steuermann kommen zu der schwierigen Frage: „Was nun?" Der Sturm hatte dauernd zugenommen, das Wasser, die Sturzseen gehen von nun an nicht mehr über das Schiff, sondern schlagen in die Vorluke ein und fangen an, das Vorschiff zu füllen. Was ereignet sich jetzt? Es kommt ein Wasserberg von 100 Tonnen wie ein Dampfhammerschlag an und schlägt auf die Lukenbohlen, um sich über das Schiff zu verteilen und zu anderen Teilen in den Schiffsraum hineinzufließen. Hier saugt sich die Ladung Bricks voll Wasser. Ein Pumpen am Achterschiff hat wenig Wert, da durch die Beschwerung des Schiffes vorn das Wasser sich nicht hinten an den Pumpen sammelt. Was bleibt zu tun übrig? Wir versuchen, eines der großen Leifeboote auszuschwingen, um für alle Fälle dieses Rettungswerk versucht zu haben.

Ich stehe hinten am Hochdeck und beobachte das Schiff vorn, bis ich zu der Ueberzeugung gekommen bin, das Schiff fängt an zu sinken. Ich rufe mir meinen Schiffer und meinen Bootsmann auf das Hochdeck und zwinge sie, meiner Beobachtung zu folgen, bis mir von beiden Seiten die Antwort kommt: „Wir sinken." Quittung! Das Rettungsboot auszuschwingen ist nach Lage der Dinge zur Unmöglichkeit geworden, das Boot wäre sofort an den Bordwänden des Schoners zerschellt. In jenen Gewässern ist dauernd ein bedeutender Verkehr. Wir taten also das Gegebene: Signal setzen: „C. N." Das heißt in der internationalen Verständigung: „Wir sinken." Dieses Signal sieht ein mehrere Meilen abwärts sich befindender Dampfer. Der Dampfer gibt SOS. Auf der „Anne-Marie" müssen wir zusehen, wie der Sturm von Minute zu Minute zunimmt und die Brecher Stück für Stück wegnehmen und zerschlagen. Von der Kleidung der Mannschaft hält nur wenig stand. Trotzdem friert keiner, sondern

befolgt jeden Auftrag. Keiner von den Leuten zeigte irgendwelche Furcht, irgendeine Regung, irgendein Versagen. Erprobte Seeleute wissen immer beim Untergang eines Schiffes noch irgendein Stück Holz zu fassen. Erstaunlich war mir, wie gleichgültig der Seemann der Todesgefahr gegenübersteht. Plötzlich taucht achtern heraus ein Dampfer auf. Wir signalisieren mit dem Dampfer, ob Boot aussetzen, ob kein Boot aussetzen. Wir geben ihm zur Antwort: Für uns Boot aussetzen unmöglich. Der englische Dampfer „Carlbeath" ist uns jetzt ziemlich nahe gekommen, signalisiert uns zurück: Boot aussetzen nicht möglich, dreht ab und verschwindet wieder. Wir nehmen an, „Carlbeath" kann uns nicht helfen. Nachmittags um 2 Uhr nimmt das Schiff dauernd mehr Wasser auf. Das Vorschiff wird tiefer. Wir lassen die Schwimmwesten zurechtlegen, und es war auszurechnen, wann wir mit dem nassen Element Fühlung nehmen könnten. Es schien für uns ausgeschlossen, daß ein anderes Schiff in unsere Nähe kommen konnte. Da kommt „Carlbeath" wieder aus dem Nebel in unsere unmittelbare Nähe — wir trauen unseren Augen kaum —, hält unmittelbar auf den Stern, d. i. den hinteren Teil des Dreimastschoners, zu, und, ihn kaum berührend, springt unsere ganze Mannschaft von dem sinkenden Dreimastschoner auf das Deck des „Carlbeath". „Carlbeath" dreht tangential von der untergehenden „Anne-Marie" ab, um uns an der englischen Küste an Land zu setzen.

W. Petersen Holzschnitt

20. November 1926.

Wind: WSW, 10—11,
Schiff rollt stark, schwere Seen,
Uebersturzsee schlägt Backbord vorn Luken ein,
Schiff fällt vorn 3 Fuß weg, beginnt zu sinken. 1 Uhr.
Englischer Dampfer „Carlbeath" längsseits an St.-B.
Besatzung gerettet.

„Carlbeath" hatte die Mannschaft der „Anne-Marie" gerettet. Es war wohl mit eine der größten seemännischen Taten, die der Kapitän Mac Radies vollbracht hatte. Mac Radies hatte sein Schiff selbst in die größte Gefahr gebracht, die mit Steinen geladene „Anne-Marie" konnte nämlich mit ihrer Schwere dem Dampfer längsseits die Platten einschlagen und ihm so zum

Verhängnis werden. Es war ein SOS drahtlos durch einen deutschen Dampfer, der „Carlbeath" in die Nähe der sinkenden „Anne-Marie" gebracht hatte, und wäre die Botschaft etwas später gekommen, hätte „Carlbeath" sich nicht um uns kümmern können, weil sein drahtloser Offizier im Begriff war, seine Station zu schließen. In dem schweren Wetter konnte Mac Radies uns erst in Weymouth an Land setzen.

Am nächsten Tag füllten spaltenlange Berichte englische Zeitungen mit Ueberschriften wie:

> „A Stirring Story of the sea was unfolded at Weymouth to-day when the British steamer Carlbeath landed the crew of the German schooner Anne Marie which was in distress in the North Sea in one of the worst hurricanes in history."

Auf der „Carlbeath" ist jeder bereit gewesen, sein Aeußerstes herzugeben, um uns zu retten. Es war eine herrliche, seemännische Tat, und der erste Offizier betonte: „Wenn wir mit der „Anne-Marie" zusammengestoßen wären, wäre niemand von uns heute hier." Bootsmann Blenner konnte der Opferfreudigkeit, der Galanterie, der Höflichkeit, der Freundlichkeit der englischen Seeleute nicht genug Dank zollen. Hierzu taten mehrere gute Whiskys von Kapitän Mac Radies' eigener Hand ihr übriges. Für alle die Dankesworte, die wir Mac Radies zollten, hatte er nur eine Antwort: „Next time me!"

ALBERT KOLLMANN

EIN LEBEN FÜR DIE KUNST

Von

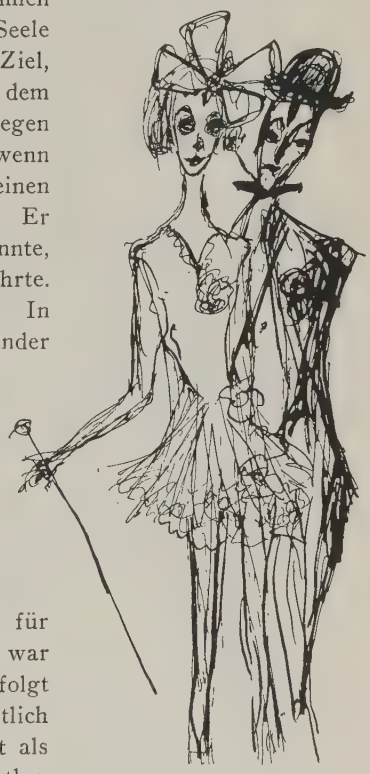
CURT GLASER

Es war äußerlich kaum etwas Merkwürdiges um Albert Kollmann. Ein scheuer Mensch, der in Zurückgezogenheit ein einsiedlerisches Leben verbrachte, nirgendwo beheimatet, bald hier, bald dort auftauchend und für Jahre ebenso wieder verschwindend. Es war äußerlich wenig Merkwürdiges an diesem scheinbar inhaltlosen Dasein eines Menschen, der unbürgerlich genug war, nicht einmal einen Beruf zu haben. Denn Kollmann war wohl in seinen jungen Jahren, wie man erzählte, einmal Kaufmann gewesen, aber das mußte sehr lange her sein, vielleicht dreißig Jahre oder fünfzig Jahre, denn auch das wußte niemand, wie alt Kollmann eigentlich sei. Er hatte früh etwas Greisenhaftes, und er wahrt als Greis noch eine besondere Art von Jugendlichkeit, da ein zäher Wille dem gebrechlichen Körper eine erstaunliche Spannkraft verlieh.

Dieser Wille war das Merkwürdige an Albert Kollmann. Dieser Wille war so stark, daß er allein den Körper zu tragen schien, in dem er hauste, daß er Türen und Herzen zu öffnen verstand, daß er in fremde Menschen eindringen konnte, um sie zu zwingen, ihm zu gehorchen. Es gibt in China ein Wort: Die Erkenntnis macht den Weisen fähig, zu zaubern. Von solcher Art war Kollmann. Hätte er im Mittelalter gelebt, so wäre er ein Alchimist oder ein Astrologe gewesen, und er wäre am Ende als ein böser Zauberer verbrannt

worden. Da er im Jahrhundert der Naturwissenschaft geboren war, ergab er sich den Künsten der Hypnose und des Spiritismus. Er glaubte an Geister, weil er selbst in sich einen Geist fühlte, der stärker war als der Körper, einen Willen, der über die Grenzen des Leibes hinaus zu wirken imstande war.

Der Spiritist war in Kollmann mit dem Künstler gepaart. Er hatte in seiner Jugend Maler werden wollen. Es war ihm nicht geglückt, und vielleicht war es so gut, weil er zu bedeutender Künstlerschaft kaum berufen gewesen wäre. Aber die Kunst war der eigentliche Inhalt seines Lebens, und Max Liebermann hatte recht, wenn er einmal sagte: „Er versteht mehr von Malerei als alle Professoren und Kunstgelehrten zusammen genommen." Kollmann hatte sich mit Leib und Seele der Kunst verschrieben. Sein Wille brauchte ein Ziel, und es war immer sein Ziel, einen Künstler, in dem er besondere Kräfte entdeckt zu haben meinte, gegen die Widerstände der Welt durchzusetzen. Und wenn er neben *seinem* Künstler stand, dann fühlte er seinen Willen in die fremde Persönlichkeit einströmen. Er war glücklich, weil er nun trotz allem malen konnte, weil sein Wille eine Hand leitete, die einen Pinsel führte.



Franzisca Stoecklin

Kollmanns erster Künstler war Gabriel Max. In spiritistischen Sitzungen waren die beiden einander nahegekommen, und gemeinsamer Glaube an übersinnliche Phänomene hielt sie verbunden. Es wird erzählt, Kollmann habe buchstäblich die linke Hand Gabriel Max' gehalten, wenn dessen Rechte malte. So wortwörtlich galt den beiden damals die Ueberzeugung von der unmittelbaren Uebertragung des Willens von Mensch zu Mensch.

So leidenschaftlich sich Kollmann einmal für Gabriel Max eingesetzt hatte, so leidenschaftlich war sein Widerwille gegen ihn, nachdem der Bruch erfolgt war. Selten sprach er noch von ihm, und verächtlich pflegte er zu sagen: „Er hat später nichts gemalt als Affen." Liebermann war Kollmanns zweiter Künstler. In den neunziger Jahren hatte Kollmann den Impressionismus für sich entdeckt. Er besaß ein kleines Bild von Alfred Stevens, ein Frauenporträt, im Freilicht farbig gemalt, und er behauptete, er hätte es Liebermann eines Tages auf die Staffelei gestellt, um ihm zu zeigen, wohin sein Weg gehen müsse. Das mag wahr sein oder nicht, es zeigt jedenfalls, wie er auch hier wieder zu wirken versuchte, wie er sich ein Instrument wählte, um durch die Kraft seines Willens einer Erkenntnis Verwirklichung zu schaffen. Daß er nebenher für seinen Künstler eifrige Propaganda trieb, daß er Lichtwark, der viel auf sein Urteil gab, zum Ankauf Liebermannscher Bilder für die Hamburger Kunsthalle bestimmte, mochte ihm minder wesentlich erscheinen, aber auch hierin suchte er eine Probe auf die Macht seines Willens.

Im Jahre 1902 begegnete Kollmann in Berlin Edvard Munch. Es wäre der Feder eines E. T. A. Hoffmann wert, die letzte Verwandlung zu beschreiben, die jetzt mit dem alten Hexenmeister vor sich ging. Denn wie er selbst seinen Willen in den fremden Körper einströmen ließ, so schien er neue Kraft aus der Jugend seiner Opfer zu saugen. Liebermann war vergessen, wie vordem Gabriel Max vergessen war. Mit der ganzen Intensität, deren er fähig war, klammerte sich nun Albert Kollmann an Munch, in dessen Kunst er endlich jenes Uebersinnliche, das ihm vorschwebte, verwirklicht sah. Daß er in Gabriel Max sich getäuscht hatte, war ihm längst klar geworden. Es handelte sich nicht darum, Gespenster zu malen, sondern einem geistigen Erlebnis sichtbare Form zu geben. So wurde ihm Munchs Kunst zur letzten Offenbarung, und zum ersten Male ordnete er sich unter. Er suchte Munch anzuspornen und zu treiben, aber er wagte kaum, einen Einfluß zu gewinnen, und er konzentrierte alle seine Kraft darauf, andere Menschen von der Bedeutung des künstlerischen Phänomens, das er entdeckt hatte, zu überzeugen. Dr. Linde in Lübeck war der erste Mäzen, den er Munch zuführen konnte, und man weiß, wie bedeutungsvoll für Munchs Leben diese Verbindung wurde, die Kollmann geknüpft hatte.

Meine eigenen Beziehungen zu Kollmann stammen aus jener Zeit. Ich habe an anderer Stelle die Geschichte meiner ersten Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Manne erzählt, und ich bin ihm seither noch oft begegnet. Scheinbar zufällig tauchte Kollmann bald hier, bald dort auf meinem Wege auf, aber es war kaum jemals ein Zufall. Alle solche Begegnungen waren wohlberechnet und keine von ihnen ohne Bedeutung. Ich weiß nicht, wie Kollmann es fertigbrachte, immer dort zu sein, wo er sein wollte. Vielleicht konnte er wirklich zaubern und besaß eine Tarnkappe oder einen fliegenden Teppich, vielleicht war es nur die zähe Beharrlichkeit, mit der er tagelang sein Opfer umkreiste, die ihn schließlich zum Ziele führte.

Aber ob es nun das eine oder andere gewesen, jedenfalls war es die Kraft seines Willens, die sich auch in solchen merkwürdigen Formen seines Daseins betätigte. Er liebte es, sich mit einem Geheimnis zu umgeben, weil er seine Freiheit liebte, und weil er nicht wollte, daß irgendein anderer Mensch Macht über ihn gewinne, aber auch darum, weil er wußte, daß er die Wirkung seines Erscheinens durch den Eindruck des Unvermuteten nicht selten bis zur Unheimlichkeit steigerte. Darum verschwand er oft für Monate — niemand wußte wohin —, und er war einmal für Jahre verschwunden, seine Freunde glaubten, ins Jenseits. Es gab sogar Leute, die seinem Leichenbegängnis beigewohnt zu haben behaupteten. Aber er kam wieder, und wie der Zauberer im Märchen ging er wieder um, junge Seelen zu fangen. Er saß in den Ateliers der jüngsten Künstler, und diesem alten Ahasverus war keine neue Form kühn genug, den Weg zu ihr zu finden. Er hatte einmal Rodin wie einen Gott verehrt, und er entdeckte nun Barlach, er verstand Cézanne früher als die meisten, er verwarf Hodler und begeisterte sich für Picasso und für die „Brücke". Aber er ist Munch niemals untreu geworden. Bis zuletzt hat er in ihm die eigentliche Erfüllung seines Traumes von der Kunst gefunden.

Erst nach seinem Tode haben sich die Schleier des Geheimnisses, die über diesem Leben lägen, um ein weniges gelüftet. Zu Ende des Jahres 1915 ist

Kollmann — fast achtzigjährig — gestorben. Er war bei Kriegsausbruch in Rom gewesen, dort war er schwer erkrankt, und als ein Schatten seiner selbst kehrte er in die Heimat zurück, wo eine seiner Schwestern, die Diakonissin geworden war, ihn bis zum Ende pflegte. So hat dieser Heimatlose, der doch im Innersten seines Herzens eine beinahe sentimentale Liebe zu der mecklenburgischen Erde und zu der Familie trug, aus der er stammte, schließlich wieder heimgefunden und ruht nun in dem Boden, der ihn gezeugt hat.

Nur ein kleines Denkmal, so bescheiden in seinem äußeren Gewande, wie der Mann selbst gewesen ist, dessen Namen es trägt, zeugt von dem Erdendasein dieses merkwürdigen Menschen, ein kleines Büchlein, in dem sein Vetter, H. v. Flotow, Freundesworte gesammelt hat, unter einem Motto, das das Motto dieses Lebens in Wahrheit gewesen ist: „Ein Leben für die Kunst."

H Y M N E N

Von

GABRIELE D'ANNUNZIO

DEUTSCHE NACHDICHTUNG VON THEODOR DÄUBLER

I. Canto del Sole

So kommt es! Und frisch unter frischestem Westhauch
Erwacht uns der bläuliche Seestrich: sein Herz pocht.
Im eigenen Schoß fühlt das Meer
Die grünende Liebe der Algen.

Es fühlt: das Geschwärme der klagenden Möwen
Umschweift und ihm ähnlich bestreift es
Der hochgelben oder der schwärzlichen
Segel Gewoge bei Sonne.

Und die im Wasser sich spiegelnden, blühenden
Hügel sind rings Pyramiden,
Die Efeu triumphhaft
Besiegte, ein Bildnis.

Thalassa! Thalassa! Fliegt doch, entschleudert euch
Flugs aus dem Herzen; voll Jugend, verstrahlt euch
Ihr Glutwürfe schleunig, des göttlichen
Sohnes Asklepios'!

O Meer du, o Ruhm, o du Stärke Italiens!
Möge doch endlich vom Meere in Freiheit
Die Jugend, empor zu den Lüften,
Wie ein gehämmerter Strahl uns erblitzen!

II. Gesang an den Gast

Zum Meere, zum Meere, mein Gast, komm zum Meere,
Dem Adriatischen, grünen, geruchvollen,
Freien der Dichter: Gott in der Gegenwart,
Der meine Glieder und Lieder gestählt hat!

Aus den unfruchtbaren Salzwässern steigen
Frischeste Morgen des Juni empor:
Erschütt'rungen, Schauder verkräuseln die Fluten;
Es singen erblühende Wälder im Wind.

Sie singen Gedichte zur Hochzeit im Winde:
Hörst du sie, Gast? Noch geborgen von Borken,
Spüren sie Frohheit erobernder Säfte,
Siegreich ihr ganzes Geäder durchsteigern.

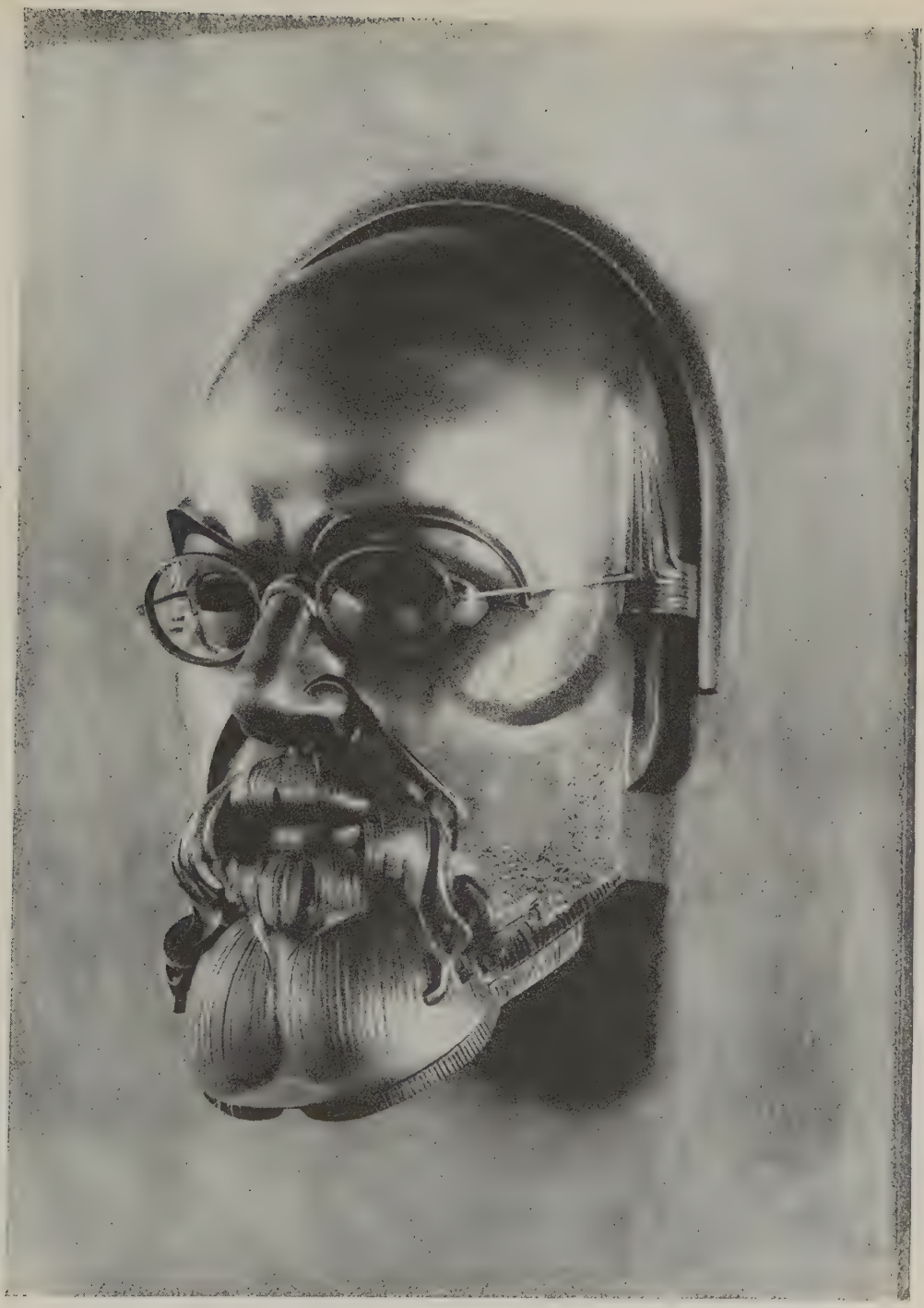
Zu unterst hervorbrechen, aus ihren Knospen,
Spüren sie Kraft in den Aesten: die Seele
Des Samens empfinden zu unterst durch Fasern
Sie sanft zur Erkeimung des Innern gelangen.

Siehe da, glücklich durch alle Genüsse
Am Grünen, entschütteln sie Ausbruchs-Ergüsse
Ins Morgenrot: und mit wie wunderbar
Reichen Gesängen erwidert das Meer!

Hinaus übers Meer seine Arme zu breiten,
Ist fruchtend, befragt man die Sonne nach Gunst:
Für unser Lieben, mein Gast, mag es frommen,
Sich freundlich das Meer und die Sonne zu stimmen.

Sonne, ermuntre! Auch uns hat dein Gottsein
Bis in das tiefste Geäder durchströmt.
Und doch zwei noch jungfräuliche Stämme,
Mit blühend verschwisterten Zweigen.

Ermuntre uns, Meer meiner Väter; durch Liebe
Ermuntre uns und durch den Ruhm:
Starke, geklärte Begeisterung leih mir,
Daß ich dir neue Verehrung darbring'.



Rudolf Belling, Porträt Richard Haertel. Bronze. Berlin, Buchdruckerhaus

Ausstellung Gal. Flechtheim

Juan Gris, Pierrot mit Guitarre

Ausstellung Gal. Flechtheim

Max Beckmann, Selbstbildnis

Aus Herwart Walden, Einblick in Kunst (Sturm Verlag)

Franz Marc, Die gelbe Kuh. Sammlung Nell Walden-Heimann

III. Darbringung eines Opfers

Pan, ein Granatapfel, lachend mit immer geöffneten Lippen,
Sein vielfältig-hochrotes Lachen dir lachend;
Und über blättrigem Stengel, benabelt auf runzliger Haut,
Und geschwänzt dazu eine fettige Feige:
Und eine reife Olive, die in der Salzlake drinsteckt,
Um schmackhaft zu werden; und ohne Schale, noch frisch, eine Nuß.
Auch eine Traube, umdichtet von schwellenden Weinbeeren, schwärzlich,
Aehnlich beinahe eines Jünglings lockigem Haarbusch, und zwei
Quitten, im väterlich-goldigen Ueberwurf, Zwillinge fast;
Dazu eine glänzende Gurke auf eigenem Blatte; zwei Birnen
Dazu, durstlöschend-saftig die eine, aber die andere herb,
Um Trinker zum Trunke voll Lust anzuhalten, und einige
Mandeln, so weich, daß man meinte, sie fürchteten sich vor dem Durchbiß;
Und auch zwei Zapfen, umtropft von dem zähesten Harze der Tanne;
Und weiter, wohl triefende fünf, weil gefettete Kuchen aus Teig
Auf ein reinliches Tischlein gesetzt; etwas goldblonder Honig
Sodann: und ein Fäßchen voll indischem Bartgras, und auch eine Tasse
Mit doppeltem Henkel aus Ton: wo die Milch einer Ziege
Zusammenläuft: und dann zuletzt lautrer Wein, den man klug durch das Loch
Im Bottiche, ohne Erschüttrung des Fasses, gehoben hat.
Pan, diese ländlichen Weihgaben opfert dir Lamon, der fromme
Arkadier, in heiliger Felsgrotte; und er verspricht dir
Viel reichere, wenn du zum Preiskampf der Flöte ihm beispringst,
O Pan, und da unsichtbar in seine Schilfröhrlein bläst.
Nicht bringe das Obst ich dir dar, aber freudig die sieben
Mit duftendem Wachs recht verschwisterten Röhrchen aus Schilf.
Beschenke mich weitherzig du mit der Obstspanne,
Beschere mir Freuden, o Pan, und auch der trauten Früchte Genossin.

DAS PHÄNOMEN RACHILDE

Von

SIR GALAHAD

Monsieur Vénus, la Marquise de Sade, l'Heure sexuelle, l'Animale, Madame Adonis, les Hors-Nature heißen Bücher der Rachilde und sie heißen nicht nur, sie sind so. Auch Skandal gab es genug, Anklage, Verurteilung durch entfesselte Behörden, sittliches Empfinden, gesunden Menschenverstand, öffentliche Meinung und andere Unbefugte. Trotz alledem bleiben ihre Auflagen — wenigstens nach französischem Maß — nobel niedrig, gleich denen der Dichter, weil diese sonderlich ungemeine Frau sich nie ohne weiteres zur literarischen „vendeuse de frissons" hergegeben hat für allerhand curios konstruierte Rüsseltiere; vielmehr stammt das Gegeneinanderwerfen erotischer Temperamente zu noch nie dagewesenen Konstellationen bei ihr aus einer schlechthin genialen Zone. Diesem phantastischen Hochland entwachsen die Gipfel ihrer verwegenen Enthusiasmen, erst dort liebkost sie die Chimäre. Ihr Werk, geprägt vom fiebernden Bereich hochkurviger Begabung, hält Form und durchaus mehr als es verspricht: ist Kunst, nicht Cochonnerie.

André Derain

Enttäuscht läßt das breite Publikum somit die faunisch froh gespitzten Ohren wieder hängen. „Aktivistische" Zeitalter pflegen eben, dem Grad ihres veräußerlichten Fanatismus nach, innerlich stumpf, feig, vor allem fühlfaul zu sein. Nein, dieser ist entschieden kein Aeon der Liebe! Er boxt, duscht, fliegt, jazzt in einsilbiger Betriebsamkeit, und Geschlecht ist ihm eine hygienische Maßnahme verschiedenen Systems, doch ohne seelische Nebenspesen. Nichts fürchtet er so sehr, wie ein melodramatischer Esel zu scheinen; das versöhnt wieder mit ihm. Für das Phänomen Rachilde ist er allerdings um eine Dimension zu gering geraten — für einiges andere auch.

Wer jenem nahekommen will, hat zu bedenken, daß so ganz einzigartig-eigenwillige Talente sich nur erfüllen können kraft eines breiten Erbgutes, das ihnen zum Grunde liegt. Sein Halt erlaubt ihnen beinahe alles, ohne Gefahr, dabei strampelnd ins Geschmacklose zu fallen.

Wundervoll nun und mehrfacher Art ist das Erbgut der großen französischen Epik. Sie hat in sich die Weite heidnischer Weisheit und die hohe Trunkenheit des Kathedralenhaften, nüchterne Fülle von den Enzyklopädisten und, unzerstörbar, durch alles hindurch, das Urlachen der Unzucht. Ihr stellt sich zur Hand eine Sprache, durchsichtig moduliert, wie dünn gearbeitete

Partitur. Es ist kaum möglich, französisch unbehilflich zu schreiben. Bringt es einer doch fertig, dann hat er Seltenheitswert, erntet Ehrfurcht und Staunen, gleich Proust, der, um seine sehr kostbare analytische Ueberfracht abtransportieren zu können, die Syntax erst zu einem Güterzug umrangieren mußte, Glied mit Glied endlos in Gleichförmigkeit verklammernd.

Solch gepflegte Monstra sind aber rar. Klarer Bau bleibt Regel — fast allzu klarer. Er macht es wieder recht schwer, auf französisch zu zaubern. Jedes Satzglied hat seinen nüchtern genauen Platz und Rang, das Wort geht so in den Sielen des Sinnes, daß ihm sein freies Elementarwesen, dies gegenstandslos und klanglich Beschwörerische, abhanden gekommen ist: alles worin eben die Macht der Zauberformel beschlossen liegt. Rachilde besitzt nun zu dem übrigen epischen Erbe Wortmagie, aus dem Manischen, Besessenen, Süchtigen ihres Blutes her, denn diese geistige Tochter Voltaires hat zum leiblichen Ahnherrn den Dominikanermönch und spanischen Großinquisitor Don Faytos. Auch eines „Werwolfs" erfreut sich die Familie. Der Letzten des Geschlechtes naht „der Teufel in Neurosengestalt".

Jean Puy

Auf dem großelterlichen Gut Le Cros bei Perigneux, wo nichts gedeiht als Trüffeln, Salamander und Irrlichter, watet das Mädchen-Kind durch schleimiges Fleisch der Wasserpflanzen, in seidenen Schuhen, die versinken, Nächte lang dem Phantom des „Ertrunkenen" nach, legt „Gespensterfallen", während „in der Ferne die Hunde den Mond anbellen und vielleicht davon träumen, den Tod in den Hintern zu beißen". Welchen Mut muß dieser durchtriebene Fratz besessen haben, um so im Geisterreich zu wildern, sich so bis in die äußersten Enden der Angst hinauszuwagen, mit allen Nervenspitzen ins Unbekannte hinüberzuschaudern, „in jene Furcht, die der Anfang des Uebernatürlichen ist". Bei Tag wieder geht die beunruhigende junge Dame mit der Peitsche auf stumpfe Domestiken los oder betäubt sich mit Parfüms. „Wutausbrüche wechseln mit Selbstmordversuchen ab."

Die kleine Besessene birst fast vor Vision, weiß nicht aus mit diesem Aufruhr, zurückgestaut nach innen, und hat an Hysterie alles in sich, was andere per Luftlinie zur Gummizelle brächte. Sie muß infernalisch, unerbittlich, grauenhaft, wundervoll gelitten haben, was bekanntlich die rascheste

Art ist, es zu etwas zu bringen; hat sich damals reich gelitten fürs ganze Leben. Nach dem Auseinandergehen der Eltern kommt zu seelischer Not die körperliche. Bei der völlig mittellosen Achtzehnjährigen tritt in Paris eine motorische Parese: Lähmung beider Beine, auf. Doch nur ein Luder bleibt hysterisch. Bald hebt der Exhorzismus an durch Arbeit an der Kunst, Kampf um materielle Unabhängigkeit.

Der Benediktinermönch in ihrem Blut treibt aus, die freie Heidin aber, statt das christliche „Apage Satanas!" zu sprechen, schwingt sich — den Helden des iranischen Mythos verwandt — dem offenbarten Dämon auf den Rücken, nimmt ihn als Reittier zwischen die Schenkel und sprengt mit ihm um die Welt: eine unvergleichlich intensivere Welt, denn nach dem Heilungsprozeß ist sie den Nie-Krank-Gewesenen für immer überlegen.

Alles gedeiht ihr jetzt, nichts vermag ernstlich zu schaden, nicht einmal die Literaten. Umschnüffelt wie eine sichere Beute, bleibt diese mänadische Vestalin in einem Paroxismus der Keuschheit, läßt sich ihre Träume nie durch Erfahrung verdünnen. So lebt sie aus sich heraus, statt in sich hinein. Whistler, Verlaine, Jean Moréas, Catulle Mendès, begierig nach dem Verfasser des berüchtigten Monsieur Vénus, der vom Staatsanwalt angeklagt wird, neue Laster erfunden zu haben, sehen ein stilles, junges Mädchen mit wasserklaren Augen in dem Haupt eines griechischen Epheben und mit den ganz kleinen Händen der ganz großen Dame.

Zäh, wie nur die Zarten sind, arbeitet sie. Es ist, wie wenn sie ihre Werke halbdutzendweise beim Kragen packte und aus sich herausschmisse. Dabei gleicht keines dem andern. So geht es ein Leben lang, auch spätere Ehe ändert da wenig. Nicht jedes Buch ist gut, bei einem bleibt der Name des portugiesischen Mitarbeiters: Sennor de Homem Christo (man beachte den Prunk der zweifachen M-Stellung in Homem) entschieden das am stärksten Eindrucksvolle, aber jedes hat etwas Fabelhaftes im Wurf und Unbeirrbares in der Linie.

Wie alle anmutsüchtigen Menschen, zieht Rachilde Tiere Säuglingen bei weitem vor. Wenn der „schwarze Panther" in der Novelle gleichen Namens „mit einer feierlichen, doch biegsamen Bewegung Platz nimmt und beginnt, seinen Körper zu lecken", so ist ihr das mit Recht verehrungswürdiger als ein ganzes „Jahrhundert des Kindes". Zur „Princesse des Ténèbres" sagt das Liebesphantom: „Habe ich das häßliche Aussehen dessen, der seine häßliche Spezies fortzusetzen sucht?" Und es verlangt, daß die ihm Verhaftete den Fruchtkeim ihrer Ehe aus sich reiße und seiner gespenstigen Dogge zum Fraß vorwerfe, denn alles, was der Diktatur der Traumsubstanz in der Liebe entgegenwirkt, hat vernichtet zu werden. Ob der Diktator hier ein inneres Gespinst aus dem ewig süchtigen Wunschstoff der Frau ist oder ein wirklicher Mensch, verwischt sich meisterlich, denn es will gar nicht gewußt sein. Die raffinierte Könnerin Rachilde skizziert zwar auch eine rationale Erklärung seines Daseins herein — so ganz nebenbei — eben der Ordnung halber, und falls sich jemand dafür interessieren sollte; worauf es aber ankommt ist, daß da, unabhängig von Tagestun, Tagesdasein etwas Uebermächtiges schwält, jungfräulich-brünstige Sehnsucht und als Liebes-

objekt selbst erschafft, was dann allein gilt: Ein betörendes Monstrum, das in durchsichtigen Organen alles Leben zu Traum verdaut, Prince ténébreux dieser Princesse des Ténèbres.

In ihrem gesamten Werk ist Rachilde frei von jeder Spur Sentimentalität. Sie gehört auch zu den ganz seltenen Wesen, die sich nicht für das Glück interessieren und weiß als Wichtigstes: Viel Banalität und Enttäuschung kommt daher, daß die Leute immer noch glauben, Liebe habe mit Glück etwas zu tun. Hat etwa ein Erdbeben mit Glück etwas zu tun? Bei ihr wird niemand glücklich. Herzhafte Erfüllungen in der Art des Rabelais spielen sich ebenfalls zwischen den „Unrichtigen" im Vordergrund der Geschehnisse ab, während aus den tiefsten und innerlichsten Quellen der einander Verfallenen etwas aufsteigt und anschwillt zu vernichtenden Sinnenschlachten in ganz anderer Dimension. Mit einem genialen Instinkt häuft sie schon von vornherein die Konflikte der Anziehung. Wo zwei Gleichgeschlechtliche einander lieben, wie in „Les Hors-Nature", sind es zugleich Halbbrüder, und nicht nur steigert diesen mann-männlichen Inzest der Altersunterschied zu väterlich Beschützerischem und kindlich Beschütztem, auch Rassenhaß und -Reiz züngeln noch durch französisches und preußisches Blut herein. Imponierend ist die Vielfalt ihrer erotischen Universen; jedes Temperament ist dermaßen schöpferisch stark, daß es seine eigene Landschaft wie einen lebendigen, mitgeborenen Mantel um sich trägt. Den jüngsten und schönsten trägt das Temperament der Renaissance. Er flicht sich aus den jauchzenden, stürmenden, siegenden Blumen von Florenz, wenn sie farbig geschwollen von Leichenfett, hintoben über den Schindanger aus Menschenaas, zurückgelassen von der Pest. Auf dem Rücken der Reseden „schießen tolle Winden dahin, tragen breite Schalen vor sich her, aus denen eine blaue Trunkenheit niederrinnt". Fressende Alge, schneidender Efeu erlegt die Mauern, aufbrandende Rosenranken läuten die Glocken der Stadt. Da wirft sich Graf Ceccaldo, der letzte überlebende Mensch, toll vor Hunger, zur Orgie nieder: „Schlürft sprudelndes Moos, das süß schmeckt und ganz beladen ist von zartem Duft

Marie Laurencin — Radierung

kleiner weißer Rosen, deren Knospen unter den Zähnen aufspringen, wie die krachenden Schalen von Haselnüssen.“*)

Nicht viele vermögen aus neuer Angst und Lust heraus lebendige Dinge so stark zu beschwören: frische Agonie gemähten Grases, teuflischen Most in den Keltern von Sodom, zuckende Froschbäuche unter den roten Nägeln des Abhäuters, Lachen eines wahnsinnigen Pferdes. Jeder Roman hat die seiner sexuellen Leidenschaftsform ganz und allein gemäße Landschaft. Sie ist anders in der Tragödie des Vampyrs (Le Grandseigneur), anders beim Endsieg der Frigidität (Le Château des deux Amants); das aber gerade unterscheidet Dichtung von Pornographie, und ist es noch angängig, dort von Perversion zu sprechen, wo die ganze Natur gleichsam con amore dabei ist?

AN ENGLISH WOMAN IS A CHERGYMAN'S DAUGHTER

Von

CONSTANCE VAUGHAN

Es muß der Engländerin als ihre spezielle Kunst zugestanden werden, daß sie ihren Kindern eine hingebende Mutter und ihrem Gatten eine unvergleichliche Schwester ist.

Gattinnen gibt es nicht in England.

Auf mystische Weise gleiten wir unmittelbar aus der Jugend in den Zustand „der Mutter unserer Kinder“, oder wir stürzen uns auf nicht mißzuverstehende Weise in den Zustand „nicht Mutter von Kindern“ zu sein. Aber wir sind niemals Gattinnen. Man hat sogar angezweifelt, daß wir Frauen seien; insbesondere Tschechow in „Eine Tochter Albions“ und Maupassant in „Unsere Engländer“. Das schließliche Resultat von etwa einem halben Jahrhundert kontinentaler, nur durch widerwillige Bewunderung gemilderter Geringschätzung hat uns das Privilegium eingetragen, die einzigen Frauen der Welt zu sein, denen das Adjektiv „nice“ beigelegt werden kann. Wenn bei flüchtigem Hinhören „nice“ an Roßhaarsofas, Fensterblumen und die Sechs-Arbeitstage-Woche erinnert, so haftet ihm doch auch das feinere Aroma des gehobenen Jagd-Mittelstandes an, dieser netten Pukka-Region, in der jener korrekte Standart kreiert wird, den wir so sanft und undurchdringlich zu tragen verstehen, wo immer wir uns auch befinden. „Nice“ ist ein Wort, das in keiner anderen Sprache seinesgleichen (und gewiß auch nirgends eine Nebenbuhlerschaft) hat, vielmehr ausgesprochen englischnational und von sympathischer Eindeutigkeit ist. Es bedeutet: zuverlässig oder lenkbar oder zufriedenstellend. Zum Verständnis dieses Wortes müssen wir darin übereinkommen, daß es prak-

*) „Der Gezeichnete“, zitiert nach der Uebertragung durch Paul Zifferer.

tisch unmöglich ist, sein geistiges Auge mit Behagen auf der Engländerin in der Mehrzahl ruhen zu lassen, wie es z. B. harmonisch und sogar dankerfüllt, sagen wir, auf den anmutigen Hüften der Spanierin, der blassen Van-Dyck-Hand der Russin, den Elfenbeinzähnen der Französin oder der Milch-und-Blut-Gesundheit der Deutschen ruht. Unter Verachtung dieser unbeständigen Privilegien ihrer Schwestern, bleibt die Engländerin nice.

Mit unserer Abschwächung grober Dinge, unserer Nichtbeachtung bitterer Dinge, unserer Furcht vor frivolen Dingen, unserer geschickten Hinnahme von Stupidität, so lange wir überzeugt sind, daß diese Stupidität gutartig ist, bestätigen wir uns als konglomerierte Geistestöchter unseres liebwerten Klerus: bestätigen wir, daß wir eine passive Verkleisterung alles dessen sind, wofür der im Nacken geknöpfte Kragen einsteht. Mag sein, daß der Vikar mit seinen eilfertigen Verneigungen, seiner zahlreichen, wohlerzogenen Nachkommenschaft, seiner ernsthaften, sozialen Lady, seiner Gewohnheit, in einen Nachmittagstee hineinzutapsen, und seiner netten schwatzhaften Art die Inkarnation des Herden-Instinkts, das Zwillings-Emblem des Frauenhaushalts und der Gemeindegötter: Statik und Sicherheit ist. Was immer die Ursache sein mag: die Verwandtschaft und die Infektion sind unausrottbar und beschränken unseren Alltag und unsere Gewohnheiten auf himmelblau und rosa.

Ein monströser Wäscherei-Kraftwagen mit der Aufschrift „Sonata Laundry, Beethoven Place, S. London" hat gerade meine elegante Georgianische Straße passiert. Etwas früher rannte ein Zeitungsjunge durch und rief die erste Abendausgabe aus, unterstützt von einem riesigen Plakat mit der Aufschrift:

„British Heroins in Hankow." Patriotisch antwortete das Herz mit lauterem Schlag, bis, mit dem Verschwinden des kleinen Jungen und seines Plakats, der teure Vikar entlassen war, und man sich erinnerte, daß eine Gruppe eifriger Missionare den ersten fühlbaren Schock in ihrem Leben erlitten hatten.

In seltenen Pausen werden wir in unserer episkopalen Erziehung von jungen Witzbolden aufgerüttelt, die uns mit antikiplingesker Fröhlichkeit versichern, daß, wo wir den Osten verlassen, am nächsten Tage die einzigen Spuren unserer Zivilisation ein Sodasiphon und ein zertrümmertes Bad sein würden. Wir lächeln: Sind wir nicht berühmt dafür, den gegen uns selbst gerichteten Scherz zu bemerken? Aber wir lächeln nicht immer, noch verstehen wir sehr häufig. Es ist bezeichnend, daß die feinste englische Novelle, die in diesem Jahrhundert veröffentlicht wurde, „A passage to India" von E. M. Forster, eine bittere und bewußte Denunziation des Elementarschuljungen-Drachen unseres Vorstadtjehova unter den verfl... Schwarzen ist. Unglücklicherweise wurde dieses Buch zu einem high-brow-Monopol, das Entzücken der wenigen kultivierten Leser, die wir besitzen, und weder der anglo-indische Beamte a.D., der die Spuren seines Lebens in dem schmucken Bayswater oder Tunbridge Wells vernichtet, noch der korrekte Beamte des Indiadienstes hatten bemerkt, daß der Alarm gegen die Oberstengattin und die Pfarrerstochter in ihrem liebenswürdigen Werk der Verpflanzung von Vorstädtischem nach Chandrapore und „the hills" gerichtet war.

Diese geistige Tochterschaft, die gehegt und zur Blüte gebracht wurde unter dem vorbildlichen Regime der guten Königin (eine Dame, deren Vorschrift und Beispiel auch die moralische Verantwortung für den abnormen Ueberschuß Victorianischer Geburtenziffern tragen, die unsere Industriewelt seit Anfang des Jahrhunderts desorganisiert hat), ist dafür verantwortlich zu machen, daß wir so fröhlich, so gutherzig und so unzivilisiert geblieben sind. Denn dies gestattet in jedem Falle der Verwässerung der Crème des Lebens in die Haferschleimsuppe der Existenz: von der sanften, wirkungslosen Konfusion unserer Industrieprobleme bis zu unserer Sonata-Wäscherei, wie der Tatsache, daß die Königliche Familie „Rose Marie" etwa sechsmal angehört hat und diese prätensionslose musikalische Komödie als ihr Lieblingsstück der Londoner Theatersaison schätzte.

Man muß nicht glauben, daß das bleiche klerikale Fluidum unserer Erbschaft das ausschließliche Vorrecht der Frauen unseres Mittelstandes sei. Das ist in der Tat nicht so. Niemals in meiner Erinnerung habe ich mich der Zivilisation so fern gefühlt als während der sieben traurigen Tage, als ich gezwungen war, die verfeinerte Barbarei der Cowes Week mitzumachen, in der alles für unseren sozialen Eifer Typische in ein jährlich stattfindendes vierzehntägiges Jacht-Vergnügen zusammengedrängt ist.

So geheimnisvoll ist diese Verbundenheit, daß man — in aller Demut — argwöhnt, wenn es möglich wäre, der Welt die Morgen-

Photo Annemarie Schmidthals

Benno von Stülpnagel

Photo Th. Mansy

Frau Winifred Christie an dem von Emmanuel Moor gebauten Klavier mit doppelter Klaviatur

Mrs. Asquith

Photos Sport & General

Die Ausruferin der Stadt Hastings

Miss Betty Ross-Clarke

Photos Bassano

Miss Maureen Guinness

Photo Ernst Schneider

Die Filmschauspielerin Gert Hugh

Photo Zander & Labisch

Prinzessin von Thurn und Taxis

Photo Ernst Schneider

Die Tänzerin Mady Einbeck

Modelle vom Französischen Modesalon am Pariser Platz

konversationsfolge am Königlichen Frühstückstisch in Buckinghal Palace zu vermitteln, dies eine in scherzhafteren Formen gehaltene, aber mathematisch übereinstimmende Wiederholung der Konversation darstellte, die man an jedem königstreuen Frühstückstisch, soweit das Kingdom reicht, zu hören bekommt. Aus der gleichen Quelle schöpfen wir auch unsere Stellung zur Kunst. Als der König vor einiger Zeit gelegentlich des unvorhergesehenen Besuchs einer Kunstausstellung besserer Werke der älteren Schule amüsiert vor einem modernen Bild stehen blieb, das irgendwie mit untergeschlüpft war, und mit lachendem Wohlwollen fragte: „Und wohin soll dies führen?" brachten die billigeren Morgenausgaben leidenschaftliche Leitartikel zum Lobe des John Bullismus mit der Aufforderung an ihre Leser, dieser Königlichen Vernunft nachzueifern und gegen den verrückten fremdländischen Einfluß klarzumachen, der das Werk der gesunden englischen Künstler bedrohe.

Kunstpreise unserer Tage zeigen, daß wir nach dem Aquarell jetzt die Radierung bevorzugen: beide machen sich so gut in einem Raum und sind niemals zu betont. Es wurde festgestellt, daß nur der ordentlich aufgeschirrte und enthaarte Akt an unseren Kunstausstellungswänden geduldet werden und das Feigenblatt in Kunst und Leben ruhig fortbesteht. Man kann nie wissen, an wen der Almanach geschickt wird ... und die clergyman's daughter soll in ihren wohlgeordneten Gedankengängen nicht irre gemacht werden. Indessen steht es blutarmen jungen Damen, deren wir etwa zwei Millionen zuviel haben, frei, ungestört ihre blutarmen Teestuben alle fünfzig Schritt zwischen Chelsea und Hampstead Heath zu eröffnen, und wenn der Kohl in seinen Tümpel von Flüssigkeit auf die laue Platte geklatscht ist, sprechen wir von unserer gesunden britischen Kost ... unsere Miniaturen-Malerinnen bewerben sich zurzeit um die Ehre, die Züge Ihrer Königl. Hoheit, der Tochter der Duchess of York, porträtieren zu dürfen.

Denn wir sind ein Produkt aus Komfort und Provinzialismus; man kann aus Armut etwas tun, was man aus Neigung nicht tun darf; und es ist so viel weniger peinlich, alles zu verzeihen als alles zu verstehen. Es ist nicht gütig, wenn man uns versichert, daß ein Besuch von Paris kein Abenteuer mehr ist, oder daß es wirklich ganz ungefährlich ist, ohne Begleitung in einer italienischen Stadt herumzugehen... Wir wissen, daß deutscher Humor nichts als grob, und daß französischer Humor durch und durch verderbt ist. Unser eigener aber ist Gott sei Dank von der sauberen und gesunden Sorte, mit der unser nationaler Humorlieferant Punch uns so lange schon versorgt hat. Und unsere Frauen, damme, Sir, die Mütter unserer Kinder! sind über und über so sauber und gesund wie die Scherze, die aus ihren zuverlässig geläuterten und häuslichen Büchern kommen. *(Deutsch von B. Schiratzki.)*

O POLEN!

Von

MAX WORGITZKI

O Polen, Polen! Diesen Stoßseufzer seiner schwer enttäuschten, zwischen herber Anklage und zwingender Spottlust schwankenden Seele wählte Graf Olivier d'Etchegoyen zum Titel seines amüsanten Buches über das heutige Polen. Als Mitglied der französischen Militärmission hatte der Graf sechs Jahre lang sich der menschenfreundlichen Tätigkeit hingegeben, die polnische Armee zum französischen Gendarmen im Osten auszubilden. Dann kehrte er heim und schrieb das Buch mit dem seufzerschweren Titel.

Ein witziger Zufall, oder auch die immer noch erprobte Duplizität der Fälle, spielte mir zu gleicher Zeit ein anderes Büchlein in die Hand, das hundertfünfzig Jahre früher — 1779 —, aber ebenfalls von einem französischen Offizier geschrieben ist, der gleich dem Grafen Olivier jahrelang in polnischen Diensten gestanden hat, dann ebenso bitter enttäuscht und sogar ausgeplündert heimkehrte und den Säbel mit dem schärferen Federkiel vertauschte. Aber sei es, daß die Sitten damals vor 150 Jahren rauher, die Höflichkeitsformen weniger geölt waren, dieser federgewappnete Krieger des achtzehnten Jahrhunderts begnügte sich nicht mit einem lachend weinenden Seufzer, sondern drückte sich deutlicher aus als sein Nachfahr Graf Olivier. Er betitelte sein Buch „Der Orang-Utang in Europa, oder der Pole nach seiner wahren Beschaffenheit; eine methodische Schrift, welche im Jahre 1779 einen Preis in der Naturgeschichte davongetragen hat." Beide Titel lassen wohl ohne weiteres erkennen, daß die Verfasser, der weltmännisch witzig ironisierende Graf Olivier wie auch der naturwissenschaftlich satirische Anonymus, nicht gerade Schmeichelhaftes über Polen zu sagen haben. Man kann es auch kürzer ausdrücken: beide Bücher sind eine vernichtende Kritik des polnischen Volkes und des jeweiligen polnischen Staates. Sie sind gleichzeitig eine ernste Warnung vor französischer Ueberschätzung der Bundesbrüder an der Weichsel.

Doch das ist das weniger Interessante an den beiden Büchern. Das sind schließlich Dinge, die jedem Kenner Polens geläufig sind. Wirklich interessant dagegen ist, daß beide Verfasser, die trotz der gleichen äußeren Umstände ihren Persönlichkeiten nach völlig verschiedenartig sind, verblüffend gleichlaufende Beobachtungen machen und daraus fast wörtlich übereinstimmende Schlüsse ziehen. Das beschränkt sich nicht darauf, daß beide feststellen, die polnischen Frauen gingen nicht auf schlankfesseligen Beinen, sondern auf plumpen Säulen, als ob sie mit dem Boden besonders fest verwachsen wären — wer kennt sie nicht, diese polnischen Einheitsbeine, Marke Litfaßsäule! —, sondern auch bei der Schilderung des polnischen Volkscharakters wie der staatlichen Zustände findet sich völlige Uebereinstimmung. Die polnische Nation des achtzehnten Jahrhunderts ist genau so eitel, großsprecherisch und unzuverlässig wie das Polentum von heute. Das Nationallaster — ivre comme un Polonais, sagt eine französische Redensart — hat die hundertfünfzig Jahre der Unfreiheit mit unverwüstlicher Munterkeit überstanden. Die polnische Armee, der polnische Offizier mit dem gewaltigen Krummschwert und

Moualla Holzschnitt

der bebänderten und ordengeschmückten Heldenbrust weist einst wie jetzt den gleich fatalen Stich ins Operettenhafte auf, in der Praxis der Behörden und Beamten hat sich die souveräne Mißachtung von Recht und Gesetz, von Mein und Dein vererbt, obwohl doch ein Vakuum von hundertfünfzig Jahren zwischen den beiden Beobachtungszeiten liegt. Die parlamentarische Kontrollkommission hat bekanntlich vor drei Jahren behauptet, ein Viertel der polnischen Staatseinkünfte ginge durch Diebstahl und Bestechlichkeit verloren. Und ein französischer Witzbold prägte dafür das Wort: Polen hätte viele Industrien, aber die größten wären Diebstahl und Bettelei.

Wenn man die Bücher dieser beiden französischen Offiziere liest, drängt sich immer wieder die Frage auf: Ist es wirklich möglich, daß der polnische Staat und das polnische Volk von heute einfach dort wieder ansetzen, wo einst ihrem staatlichen Leben ein Ende gemacht wurde? Die ungeheure nationale Katastrophe, die anderthalb Jahrhunderte der Knechtschaft, die dazwischen liegen, bedeuten sie denn nichts? Oder ist es etwa so, daß ein Volk sich

eben nur im Zustande des staatlichen Eigenlebens fortentwickeln kann, der Zustand der Unfreiheit dagegen eine Zeitspanne der todähnlichen Ruhe bedeutet? Wenn man demgegenüber die erstaunliche nationale Leistung sich vor Augen hält, die das Polentum im Posenschen zur Zeit der preußischen Herrschaft vollbracht hat, so ist man versucht, diese Erklärung abzulehnen. Unsere beiden französischen Gewährsmänner haben in der Tat und wieder übereinstimmend eine andere Antwort auf diese Fragen gefunden. Der ältere formuliert sie wiederum naturwissenschaftlich: die Polen könnten unmöglich menschlicher Abstammung sein, sondern müßten von irgendeiner vierhändigen Nation herkommen. (Daher der Buchtitel.) Beweis: sie ermangelten vollständig der Fähigkeit, sich fortzubilden, und diese Fähigkeit sei doch das wichtigste Charakteristikum des Menschengeschlechts. Der jüngere, Graf Olivier, kommt bei seinen geschichtlichen Betrachtungen zu dem weniger derben, aber gleichlautenden Schluß: das Polentum von heute sei genau so wie zu Zeiten Boleslaw Schiefmauls. Dieser polnische König regierte von 1107—1138. Es sind also immerhin neunhundert Jahre, die an dem polnischen Volkscharakter völlig spurlos und ohne ihn zu beeindrucken vorübergegangen sein sollen.

Und wieder erhebt sich die Frage: ist das möglich? Wer die Geschichte dieses seltsamen Volkes studiert, wird geneigt sein, den Franzosen recht zu geben. Es steckt etwas Wahres in diesen Schlüssen, wenn sie auch mitten in dem heiteren Farbenspiel witzigsatirischer Schilderungen hart aufstoßen wie ein unharmonisch schwarzer Fleck. Eine kurze Formel für das Wesen eines Volkes zu geben, ist eine ziemlich hoffnungslose Sache. Die schönsten Aussprüche über das eigene Volk sind doch nichts anderes als subjektive Selbstbewertungen, und jedes Volk hat sich noch immer für das auserwählte gehalten. Darum erscheint es mir auch ausgeschlossen, ein anderes Volkstum wirklich objektiv zu bewerten. Man schaut unbewußt doch immer von oben nach unten. Aber wenn man sich so die Reihe der europäischen Nationen von West nach Ost fortschreitend ansieht, so kann man wohl eines als objektiv richtig feststellen: Die beiden Kräfte, die Wesen und Handlungen der Menschen bestimmen, Verstand und Gefühl, halten sich in der Mitte dieser Reihe, also im Deutschtum, so ziemlich die Wage; im Westen verstärkt sich die Kontrolle des Gefühlsmäßigen durch das Verstandesmäßige, im Osten überwiegt das Gefühlsmäßige und steigert sich bis zur unbeherrschten Passivität. Zum Beispiel in gewissen Schichten des Russentums. Das Polentum steht in dieser west-östlichen Reihe der Nationen nahe dem Mittelpunkt. Aber es fehlt ihm die Ausgeglichenheit, die dem Deutschtum eigen ist. West- und osteuropäisches Wesen wirken unvermittelt in ihm und oft bizarr durcheinander.

Der Pole besitzt westliche Aktivität neben östlicher Passivität. Ganz östlich aber ist er in der Hemmungslosigkeit seines Handelns, in der Unbeherrschtheit seiner Phantasie, seines Wünschens und Planens. Daher ist sein Handeln oft steil ansteigend, aber es fehlt ihm die Stetigkeit der aufbauenden Arbeit. Er ist unzuverlässig, ungehemmt in der Selbsteinschätzung, Selbstkritik geht ihm gänzlich ab.

Diese Eigenart des polnischen Volkscharakters hat naturgemäß die polnische Geschichte bestimmt.

Polnische Geschichtsschreiber der neueren Zeit haben für die Entwicklung des polnischen Staatswesens vor den Teilungen eine sehr hübsche Formel gefunden. Die Kraft, sagen sie, die diesen Staat aufgebaut hat, so daß er schließlich an Umfang den Wohnraum der polnischen Nation um ein Sieben- bis Achtfaches übertraf, sei — *Liebe* gewesen. Liebe, das heißt Hochachtung vor den vortrefflichen Eigenschaften der polnischen Nation wie vor den mustergültigen Einrichtungen des polnischen Staates, hätten alle die verschiedenen übrigen Nationen, die Deutschen, die Juden, die Weiß-, Klein-

Ernst Fritsch

und Rotrussen, die Litauer und wie sie sonst noch heißen mögen, veranlaßt, sich Polen anzuschließen. Liebe hätte den gewaltigen Staat von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer zusammengekittet, bis dann die bösen Teilungsmächte gekommen wären und dieses Völkerparadies auseinandergerissen hätten.

Diese Theorie, die so gänzlich anders ist als die landläufige Anschauung von der polnischen Geschichte, ist zum mindesten verblüffend. Wenn es wirklich Liebe war, die den alten polnischen Staat geschaffen hat, so muß man sagen: einen guten Magen hat diese Liebe gehabt. Sonst aber ist es nicht ganz leicht, die Eroberungszüge Boleslaws des Tapferen, der Schlesien und Pommern und Rotrußland eroberte, oder die Kriege gegen den Ordensstaat, die zahllosen Raubzüge nach Osten, die sogar vorübergehend Moskau erreichten, die Vorstöße auf das Schwarze Meer hin, die Kämpfe mit den Türken — alle diese Taten, die von polnischen Dichtern als kriegerische und Heldentaten gefeiert werden, mit dem Begriff der Liebe in Einklang zu bringen. Auch die Aufstände der Kosaken, die zwei Jahrhunderte hindurch immer wieder verzweifelte Anstrengungen machten, in blutigsten Kämpfen das polnische Joch abzuschütteln,

passen in diese Theorie nicht recht hinein. Aber es hat ja immer Leute gegeben, die auch auf dem Säbel Flöte zu blasen verstehen. Die Erfinder dieser Liebestheorie scheinen mir eine verfängliche Aehnlichkeit mit dieser Sorte von Genies zu haben. Und zwar muß man mißtrauisch werden, wenn man liest, daß die Vorzüge des ersten polnischen Staates, die Ursache seiner liebevollen Anziehungskraft waren, in folgendem zu suchen sind: in der mustergültigen Verfassung und Gesetzgebung, in der staatsbürgerlichen Freiheit und der Toleranz gegenüber Andersgläubigen. Heißt das nicht, der Gutgläubigkeit etwas zu viel zuzumuten? Mustergültig ist die Verfassung, die überhaupt nur den zehnten Teil des Volkes, den Adel, am Staatsleben beteiligt, das Entstehen eines Bürgertums verhindert, neun Zehntel des Volkes in Hörigkeit verkommen läßt? Ist das Freiheit, die nur diesem einen Zehntel zugute kommt, allerdings so zugute kommt, daß „Polen durch Anarchie lebte"? Und endlich die Toleranz. Der Protestantismus wurde in Polen in kaum glaublich kurzer Zeit ausgerottet, weil die Mittel, die man anwandte, dementsprechend waren. Die erste Teilung Polens ist auf die Dissidentenfrage zurückzuführen, auf die Entrechtung der Andersgläubigen, gegen die Rußland Stellung nahm. Das nennt man Toleranz.

Aber diese Theorie von der Liebe sollte ja ganz anderen Zwecken dienen. Sie wurde erfunden, um die Wiederherstellung des polnischen Staates in den Grenzen von 1772 moralisch zu begründen. Wenn dieses Ziel fast ganz erreicht worden ist, so ist das Verdienst daran allerdings nicht dieser Theorie und ihren Erfindern zuzuschreiben, sondern ganz nüchternen militärischen und machtpolitischen Erwägungen der Franzosen. Und auch der polnischen Politiker, denn die Theorie war ja nur für die anderen da. Die Denkschrift Roman Dmowskis, die für die Abgrenzung des heutigen polnischen Staates im wesentlichen die Grundlage abgab, die Politik, die der neue Staat gegenüber seinen Nachbarn wie gegenüber seinen Minderheiten führt, sind der beste Beweis dafür, daß die bisherige Auffassung von der Geschichte Polens durchaus richtig war. Sie ist mit dem Säbel geschrieben und nicht von der Hand der Liebe. Dieses Binnenlandvolk ist von einem merkwürdig hemmungslosen Ausdehnungsdrang besessen. Der erste polnische Fürst wird geschichtlich bekannt durch einen Eroberungszug nach dem Westen. Sein Sohn erobert die Ostseeküste von der Oder bis zur Weichselmündung. Die Eroberungen gehen rasch wieder verloren, aber die Erinnerung bleibt haften, und bald entsteht der Gedanke eines Polen von Meer zu Meer. Viel Blut hat dieser phantastische Gedanke gefordert — man stelle ihn sich nur einmal auf alle Binnenlandvölker Europas übertragen vor —, im siebzehnten Jahrhundert ist er fast verwirklicht, Livland, Kurland, Westpreußen sind polnisch, dem Schwarzen Meer ist bis auf wenige Meilen die polnische Grenze nahegekommen, da setzt der Sturz ein. Dieser so ungeheuerlich aufgeblähte Machtstaat *mußte* mit allen seinen Nachbarn in Konflikt kommen, die „mustergültige Verfassung" und die „staatsbürgerliche Freiheit" taten das ihrige, um die Katastrophe zu beschleunigen, die dann auch das polnische Volk selbst unter den Trümmern seines Staates begrub.

Das alles ist klar, einfach, verständlich, und man sieht die gerade Linie von Ursache und Wirkung. Unverständlich ist nur, daß die Polen sie nicht auch sehen, daß hundertfünfzig Jahre der Knechtschaft ihnen nicht die Augen

geöffnet haben. Ihr politisches Denken überspringt einfach diese Zeit und knüpft dort wieder an, wo die Katastrophe begann, 1772. Sie haben ihren Staat so gewollt, wie er ist: einen Nationalitätenstaat, einen Machtstaat, dessen Grenzen überall fremdes Volkstum durchschneiden. Und ihre ersten Taten waren: der Vorstoß nach Kiew, der Handstreich auf das Wilnagebiet, die Vergewaltigung Galiziens. Das alles im Zeitalter des Nationalitätenprinzips! Müssen die Folgen sich nicht zwangläufig einstellen wie einst?

Vielleicht haben unsere beiden französischen Autoren doch recht mit ihrer Behauptung, die Polen wären unfähig, sich fortzuentwickeln. Eins aber ist gewiß: nicht nur Graf Olivier, sondern ganz Europa wird noch oft genug seufzen: „O Polen, Polen!" Denn dieses jüngste Kind im Weichseltal wird ihm noch oft genug Sorge machen.

DIE GEISTIGE LAGE POLENS

QUERSCHNITTE, ANALOGIEN UND UNTERSCHIEDE

Von

KARL IRZYKOWSKI

Wenn Deutsche in das Verständnis der Seele des heutigen Polen eindringen wollen, so tun sie gut daran, sich dabei jenes Schlüssels zu bedienen, den der Gang der Geschichte ihnen am Schluß des Weltkrieges in die Hand gab. Allerdings ist der Zusammenbruch des deutschen Heeres im Jahre 1918 in politischer Hinsicht nicht mit dem Untergang des Polenreiches am Ausgang des 18. Jahrhunderts zu vergleichen, doch mag sich jemand einmal der Mühe unterziehen, den Wirkungen nachzugehen, mit denen jene Begebenheiten sich in das Fühlen und Denken beider Nationen eingegraben haben — vielleicht wäre noch das Frankreich nach 1871 heranzuziehen —, und er käme vielleicht zu interessanten Schlußfolgerungen über die Art und Weise, wie Völker auf Donnerschläge des Schicksals reagieren. Ein Moment insbesondere von dieser Art war charakteristisch in Deutschland: als nämlich gegen Schluß des Krieges ein deutscher Politiker den Ausspruch tat, die Deutschen würden sich eher dem Bolschewismus in die Arme werfen, um ihre Enttäuschung in einem allgemeinen Brande Europas zu löschen. Ein solches „Acheronta movebo", wenn auch in anderen Gestaltungen, ist der polnischen Seele längst vertraut. Hat doch der Dichter Ujejski nach einer sizilianischen Vesper für die Russen gerufen, und Mickiewicz, das größte Genie der polnischen Dichtung, träumte in seinem „Konrad Wallenrod" von einer wunderbaren, durch eine machtvolle Persönlichkeit vollstreckten nationalen Rache, wozu man das Seitenstück bei jenen Großen der deutschen Wissenschaft suchen mag, die über geheimnisvolle Erfindungen, geeignet, mit einem Schlage alle Chancen auszugleichen, brüteten. Eben Mickiewicz, auf dem

Gipfelpunkt seines Dichtertums, in der berühmten „Improvisation", will mit Gott als Ebenbürtiger reden, zieht ihn zur Verantwortung wegen des Verderbens seiner Nation und verlangt Auskunft über die Art ihrer Rettung. Jede neue Revolution in Europa belebte die Hoffnungen der Polen und fand bei ihnen Widerhall in neuen Aufstandsversuchen.

Um jedoch bei geistigen Strömungen zu bleiben: kein unterdrücktes Volk hat je eine so reiche, so sublimierte Kultur des nationalen Märtyrertums in sich ausgebildet wie die Polen. Darin besitzt die polnische Literatur Kostbarkeiten von eigentümlichem Reize, zu denen bisher nur der Pole Zutritt hatte, und die den originellen Ton Polens im Akkord der Weltliteratur bilden. Welche Irrgänge des Geistes und mystische Höhenflüge sind dort zu finden, welches Wegesuchen, welche Entschließungen, Hingebungen, Verzweiflungen und Verklärungen. Die Welt hat von alledem keine Kenntnis. Heute ist das für Polen eine abgeschlossene, nicht mehr aktuelle Epoche, und es kann nunmehr ohne Schamgefühl diese Urkunden aus der Zeit seiner Vergewaltigung vorzeigen, wie man anderswo Ruinen und Schlachtfelder zeigt.

Um die Jahrhundertwende machte sich der Widerstand gegen diesen Kultus der nationalen Trauer, welcher bereits zur Phrase entartet war, geltend. Lange vor Marinetti, dem theoretischen Bilderstürmer der Denkmale italienischer Kunst, trat in Polen der Dichter und Maler Wyspiański auf, der in seinem dramatischen Gedicht mit dem bezeichnenden Titel „Befreiung" jener romantischen Verführungspoesie den Prozeß macht und deren Genius, der die Gesichtszüge Mickiewicz' trägt, in die Untergründe des Wawelschlosses, der ehemaligen Königsburg in Krakau, lockt, um ihn daselbst mit den Worten: „Fort mit dir, Poesie, du Tyrann!" einzusperren. Eben Wyspiański war gleichwohl der letzte Sänger dieses Wawels und konnte selbst von der Vergangenheit nicht loskommen. Allein jene Empörung entsprach der damaligen Wandlung der Geister in Polen. Derber drückte das der Satiriker Nowaczyński aus mit den Worten: „Ich pfeife auf euer romantisches Dreigestirn!" womit die drei Größten: Mickiewicz, Słowacki, Krasiński, gemeint sind. Brzozowski, der originelle polnische Philosoph der Arbeit, spürte den damaligen Ueberresten polnischer Romantik, die in dem sogenannten „Jungen Polen" vereinigt waren, nach und erklärte in seinem aufsehenerregenden Werke „Die Legende Jung-Polens", daß ein „Ausverkauf des alten Spielzeugs" und ein „Schlußmachen mit dem nationalen Oberammergau" vonnöten sei. Zu gleicher Zeit vollzog sich in der polnischen Geschichtsschreibung die Abkehr von der sogenannten Krakauer Schule, die ein Synonym war für die Selbstanklage wegen des Untergangs des Reiches als Folge der eigenen Sünden des Volkes; nun wurde im Namen der moralischen Gesundung der Nation erkannt, daß die

Jean Cocteau, Orpheus

Photo Zander & Labisch

Der Komiker Richard Romanowski

Hans Brausewetter und Grete Graal in dem Deulig-Film „Hans und Grete“

Photo Zander & Labisch

Der Komiker Karl Ettlinger

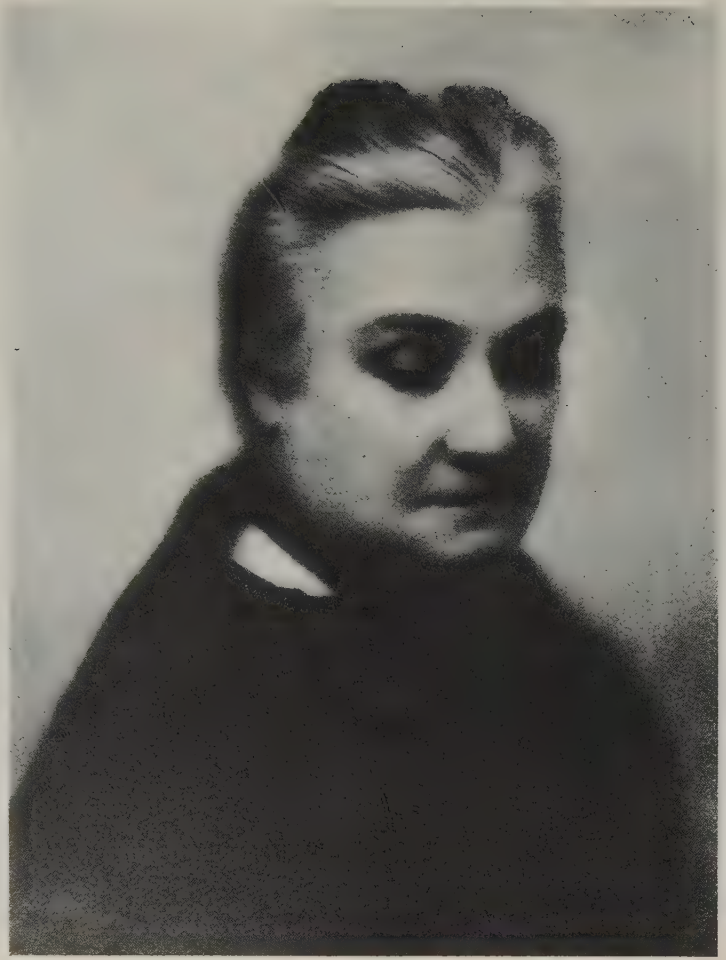


Photo Manuel Frères

Rachilde

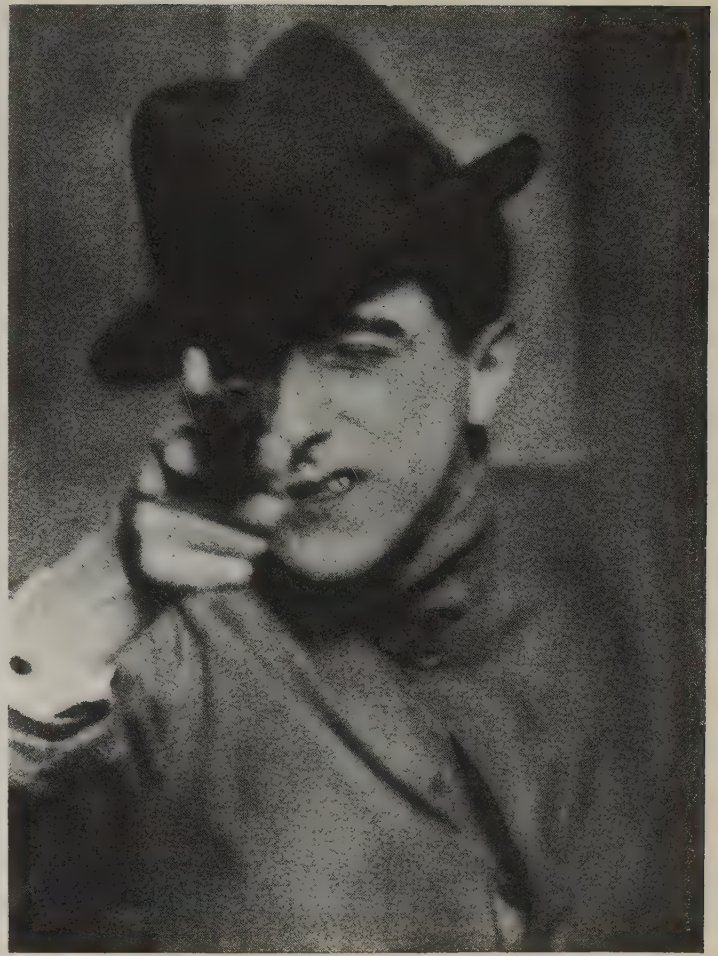


Photo Abbot

Jean Cocteau

Jean Cocteau, Badende sich frisierend

Jean Cocteau, Kopf

Epoche der Gewissensbisse und der Buße bereits ihre Rolle zu Ende gespielt habe, und man brachte den Anteil der auswärtigen politischen Faktoren an dem Fall Polens wieder zur Geltung.

So vorbereitet, mit einer Seele, die voll von Optimismus war, trat Polen in den Weltkrieg ein. Allerdings wurde die Befreiung Polens nicht ausschließlich das Werk der Polen selber, allein, daß sie nicht ein Geschenk des Schicksals war, zeigte die Generalprobe des Jahres 1920, da die Polen die russische Armee von Warschau siegreich zurückschlugen und ihren neuen Staat retteten, indem sie den Vers paraphrasierten: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Für die heutige Geistesverfassung Polens ist somit vor allem der vollständige Wegfall der demütigenden, hoffnungslosen und im Grunde ungesunden nationalen Martyrologie bezeichnend. Es kam so, wie Wyspiański in seiner „Befreiung" sagte: Nicht ein Messias der Völker, wie es früher erträumt wurde, ein normales Staatswesen wollen wir sein. Wir brauchen keine fiktiven Aufgaben, haben wir ja unsere realen Aufgaben und Nöte. Wir konservieren nicht mehr die Denkmäler unserer Knechtschaft, wofür als Symbol gelten mag, daß wir, ungeachtet allen Lärmens der russischen Emigranten sowie der Bezichtigung purer Barbarei, die große russisch-orthodoxe Kirche, die so recht im Herzen Warschaus, auf dem Sächsischen Platz, erbaut war, zerstört haben, um Neues an deren Stelle zu setzen.

Ein anderes Kennzeichen der Wandlungen in Polen liegt darin, daß, während z. B. in Deutschland infolge des Krieges die Parole einer Herrschaft der Geistigen, des Aktivismus, ausgegeben wurde, umgekehrt in Polen, in dessen bisherigem Leben die Literatur, die ja die drei Teile der Nation zusammenschweißte, den Großteil seiner Geisteskraft absorbierte, wo die Institution der Dichter als Seher (vates) und Führer der Nation traditionell war, nunmehr die Literatur aufhörte, als Ersatz des Lebens zu dienen, ihre Rolle somit auf ein normales Maß herabgedrückt wurde. Eigene Aemter, Parlamente, Finanzen, Militär, Fabriken, neue Universitäten sind erstanden, infolgedessen stieg gewaltig die Nachfrage nach Fachwerken und wissenschaftlicher Literatur. Zugleich änderte sich die Qualität des schönen Schrifttums. Ja, der letzte aus dem Geschlecht der polnischen „Seher", Żeromski selbst — dessen Roman „Geschichte einer Sünde" deutschen Lesern bekannt ist —, der größte nationale Hypnotiseur der letzten zwanzig Jahre Polens, freute sich noch während des Krieges, jetzt endlich würde die Literatur in Polen davon enthoben werden, der Nation Handlangerdienste zu tun und dafür eigene Ziele nach eigenen Regeln verfolgen können. Allerdings brachte es Żeromski selbst nicht mehr fertig, die alten Gepflogenheiten abzulegen, und bescherte seinem Volke noch zwei Romane nach

altem Zuschnitt: „Seewind", wo gewissermaßen die geistige Annexion des Meeres für Polen vollzogen wird, und „Vorfrühling", wo er, besonders im Kapitel „Wind von Osten", der Sorge um das Schicksal Polens, das von der Ostseite durch den Bolschewismus bedroht ist, Ausdruck verleiht.

Zeromski starb am Ende des Jahres 1925, ihm folgten bald, rasch nacheinander, zwei andere Literaturgrößen von altem Schrot und Korn: Reymont, Nobelpreisträger, Verfasser des Prosaepos „Die Bauern", und der Bauernsohn aus Posen, Kasprowicz, ein Lyriker von höchstem Rang. So hat der Tod selbst fast vollständig das vorherige Zeitalter der Literatur und der Geisteskultur in Polen abgeschlossen. Andere Maßstäbe, andere Qualitäten kamen auf.

Das neue Geschlecht arbeitet auf eigene Faust, ohne sich viel an alte Herkommen zu kehren. Expressionismus, Dadaismus, Futurismus wurden mitgemacht, doch gibt es auch, abgesehen von derlei Experimenten mehr formaler Natur, eine starke neuartige geistige Unterströmung: die „Poesie der Arbeit", und den „Universalismus". Es wäre verfehlt, hierin lediglich russischen Einfluß zu wittern, wenn es sich auch nicht leugnen läßt, daß in den ersten Jahren neben der Wiedererlangung der Unabhängigkeit auch die russische Staatsumwälzung einen mächtigen Einfluß auf die Entfesselung von Wirken und Schaffen in Polen ausübte. Geistiger Vater der polnischen Poesie der Arbeit ist der vor dem Kriege verstorbene stärkste polnische Denker Brzozowski, dessen schwere und tiefe Werke nach und nach zu immer größerer Wirkung gelangen. Die Parole der Arbeit entspricht denn auch den Gegenwartserfordernissen Polens: wird ja allerorten in Polen gebaut und gegründet, und obgleich die Poesie heute es ablehnt, der Antriebsmotor für alle diese Dinge zu sein, möchte sie gleichwohl das Akkompagnement dazu beisteuern.

Im Vergleich mit der deutschen, auch der französischen Literatur der letzten Jahre fällt in der polnischen das beinahe vollständige Fehlen einer pazifistischen Poesie auf. Dies läßt sich mit der besonderen Stellung Polens im Weltkrieg erklären, das den Krieg nicht auf die gleiche Art erlebte wie das übrige Europa: der Weltbrand mußte für Polen etwas Wünschenswertes sein. Und doch brachte Polen seine Menschenopfer in demselben Maße wie die kriegführenden Staaten, es litt unsäglich unter Verwüstungen, und sein Gewinn war nur eine Wiedergewinnung. Der Pazifismus aber war eine europäische Erfahrung, und Polen brauchte sich um das Fiasko eines Konzerts nicht viel zu kümmern, wo es viel eher Instrument als Mitwirkender war.

Eines der merkwürdigsten Beispiele einer Umwertung alter Werte in Polen war die Evolution in der Beurteilung des Bauern. Seit der Zeit, da im Kościuszkoschen Aufstand die Bauern mit ihren Sensen Kanonen

eroberten, sah man im polnischen Landvolk die hauptsächliche Gewähr einer künftigen Befreiung Polens, und bereits der Dichter-Aristokrat Krasiński flehte „um nichts als das Wunder: mit dem polnischen Adel das polnische Volk". Sogar ungeachtet des Blutvergießens, das im Jahre 1846 aufgewiegelte Bauern unter adeligen Aufständischen veranstalteten, wurde der Bauer immerzu verhimmelt: zuletzt noch von Wyspiański und Reymont. Am Ende spielten die polnischen Bauern in dem Befreiungswerke nicht jene entscheidende Rolle, die man ihnen zugewiesen, dagegen treten sie vermöge ihrer großen Zahl an die Spitze der innerpolitischen Geschehnisse als dominierender sozialer Faktor. Zugleich kam die Bodenreform und vollziehen sich wirtschaftliche Umschichtungen: eine bäuerliche Oberschicht wird reich und hebt sich scharf von der unteren landlosen oder landarmen ab. Die Partei der Großbauern, „Piast", bildet im polnischen Reichstag das Bindeglied zwischen rechts und links und hat dessen Los in Händen: an ihrer Spitze steht Witos, ein äußerst gewandter Politiker, ein Bauer als Millionär, der schon Ministerpräsident war und trozdem sein bäuerliches Exterieur wahrt und krawattenlos umhergeht. Eine derartige Evolution der Bauernklasse kam überraschend, zumal für die städtische Intelligenz, die zuvor in der volksfreundlichen Bewegung im ersten Glied marschierte und sich für das Landvolk so sehr begeisterte, daß z. B. die Hauptstadt Galiziens, Lemberg, unter österreichischer Herrschaft einmal einem hervorragenden Landwirt ein Abgeordnetenmandat darbot, zum Zeichen der Verbrüderung von Stadt und Land. Jetzt macht sich in diesen Gefühlen eine Wandlung bemerkbar: einige Jahre hindurch war die leichte oder auch ernsthafte Satire auf den Bauern als Abgeordneten, der voller Aufbegehren und Draufgängertum dargestellt wurde, in den Städten modern. An diesen Antipathien hatte auch die Lebensmittelknappheit und damit zusammenhängende Teuerung der Lebenshaltung ihren bescheidenen Anteil.

Während somit der polnische Bauer „satirfähig" wurde, tritt langsam auch eine Art geistiger Liquidierung des Adels, sofern er von Großgrundbesitzern vertreten wird, in die Erscheinung. Viele von ihnen haben durch bolschewistische Sturmflut ihren Besitz in den östlichen Randgebieten verloren, über anderen schwebt das Damoklesschwert der Agrarreform, die sämtlichen Landbesitz auf ein Höchstmaß beschränkt. Wieder sehen wir in einem Teil der Literatur die Spiegelung dieses Umschwungs. Einige der besten polnischen Romane der Gegenwart sind im Grunde genommen bloß Denkwürdigkeiten, welche die Vernichtung der polnischen Gutshöfe in der Ukraine und in Weißrußland zum Inhalt haben. Merkwürdigerweise sind sie insgesamt von weiblichen Federn geschrieben: am hervorragendsten ist „Die Feuersbrunst" von Zofia Szczucka, Tochter des auch in Deutschland bekannten Malers Kossak.

Das Ueberhandnehmen der Frauen im Roman ist überhaupt bemerkenswert: die Männer widmen sich in jüngster Zeit mehr dem Drama und der Lyrik. Eine andere beachtliche Erscheinung im literarischen und kulturellen Leben des heutigen Polens ist die Aufsaugung aller intellektuellen Kräfte durch Warschau. Doch macht sich bereits eine Umkehr geltend in der regionalistischen Strömung, die zum Teil gleichfalls von Żeromski, dem großen Förderer aller polnischen Strebungen, in seiner Komödie „Die kleine Wachtel" angebahnt wurde. Dieser Gegensatz gegen die Zentralisierung in der Residenz findet seinen Ausdruck in der „beskidischen" Dichterschule des Dichters Zegadlowicz, die Gruppe, die fern vom großstädtischen Gewühl die Schönheit des Höhenzuges der Beskiden, den Reiz des Landlebens und — hier ist der Gegensatz am beredtsten — die Tiefe des schlichten Bauernherzens besingt, doch ist es diesmal nicht der Bauer überhaupt, sondern der differenzierte Bauer, nicht der reiche, sondern der landarme Bergbewohner, der als Drahtarbeiter in den Dörfern seinem kärglichen Verdienst nachgeht oder als Herrgottsschnitzer über Gott und Welt philosophiert.

Nowak

Die beigegebene Abbildung möge als Illustrierung gewisser zeitgenössischer geistiger Interessen in Polen dienen: sie stellt eine Szene aus einer klassischen polnischen Tragödie dar in der Inszenierung des geistreichsten der polnischen Regisseure, Leon Schildenfeld-Schillers: Zeromskis Drama „Die Rose", das im Jahre 1909 unter dem Eindruck der ersten gegen den Zarismus gerichteten Arbeiterrevolution in Polen gedichtet wurde. Fabrikarbeiter beraten über einen politischen Streik — ein modernes, vom Regisseur modern gefaßtes Sujet.

Der Verfasser dieses Aufsatzes ist ein großer Verehrer der deutschen Literatur, die er an der Universität unter Anleitung weiland Prof. R. M. Werners studierte. Im Jahre 1908 erschien in polnischer Sprache seine Monographie „Friedrich Hebbel als Dichter der Notwendigkeit". Werner schätzte dieses Buch sehr hoch ein, und durch seine Vermittlung sollte es in deutscher Uebertragung im Verlage Behrs erscheinen. Seine Uebersetzung von Hebbels Tagebüchern (in eigener Auswahl) ist in der Sammlung Symposion vor mehreren Jahren erschienen. Er verfaßte den in Polen vielgenannten philosophischen Roman „Paluba", überdies Novellen, Dramen und Gedichte. Seine Novelle „Das Ehepaar Spensten" brachte Jacobowski i. J. 1898 in der „Gesellschaft" zum Abdruck. Gegenwärtig ist Irzykowski hauptsächlich als Kritiker und Theaterrezensent tätig. Vor einigen Jahren kam seine umfassende ästhetische Studie über das Kino „Die zehnte Muse" heraus. Er hat auch eine druckfertig vorliegende polnische Uebersetzung von Hebbels „Judith" mit Biographie des Dichters, Eingang, ausführlicher Analyse und eingehenden Anmerkungen im Text für die „Bibliothek der Meisterwerke europäischer Literatur", die in Krakau herausgegeben wird, angefertigt.

ALSO SPRACH VOLLARD

Von

FLORENT FELS

Vollard, Herr Vollard hat mich gebeten, ihn nach La Tourillière zu Maurice de Vlaminck zu führen. Bekanntlich ist Herr Vollard nicht nur der Bilderhändler, der Cézanne, Degas, Renoir, Rousseau, Derain und Vlaminck aufkaufte, sondern auch ein Schriftsteller von großem Talent und ein scharmanter und launiger Plauderer.

Hat mich *gebeten*. Denn wenn sich Herr Vollard auch Cézanne und Renoir gegenüber Einiges herausnahm — was sein gutes Recht war — hat er sie doch zu einer Zeit üppig bezahlt, wo niemand ihre Bilder wollte —, so ist er doch, seinen Schweineborstenbrauen zum Trotz, ein Mann von Courtoisie wie nur wenige und nicht von der eiskalten Höflichkeit des alten Duret, sondern von echtester, tatsächlichster Herzlichkeit — — vorausgesetzt, daß man keine Bilder und kein Geld von ihm borgen will.

Er hat mich gebeten, ihn zu Vlaminck mitzunehmen, den er zehn Jahre nicht gesehen hat. So werde ich also, wenn es schief mit Vlaminck geht, als Pufferstaat fungieren.

Aber alles geht sehr gut. Vlaminck erwartet uns in Vernueil am Bahnhof, in seinen großmächtigen Wagen vergraben, den er mit der Verachtung des erdnahen Menschen für das Luxusobjekt sein „Velociped" nennt. Und der Maler ist ganz Lächeln. Er kaut an seiner Zigarette, drückt sich mit der flachen Hand die Ledermütze in die Augen, in der er aussieht wie ein Kapitän aus der Zeit Jacques van Asteveldes, und haut ab, als zöge er Degen oder Plempe aus der Scheide. Als Apéritif macht er seine fünfzehn Kilometer mit einer Stundengeschwindigkeit von 120 . . ., um das Gesicht zu sehen, das Vollard dazu macht. Der aber lächelt, bezaubert, entzückt wie eine alte Dame, zu der man zudringlich wird.

Man frühstückt. Die geräumigen Steingutschüsseln enthalten fünf Kilo Kartoffeln, ein Dutzend Artischocken in Brühe, drei Hühner und Ochsenrippen, zugehauen wie für Höhlenmenschen. Seitlich sitzt Vlaminck, stützt sich ungeniert auf den Tisch und ißt, tief über seinen Teller gebeugt. Nach Weise der Bauern bedient er sich als Erster, nicht aus Mangel an Zartgefühl, sondern weil er der Chef ist und niemand jemals gewagt hat, ihm zu sagen: „Das tut man nicht!"

Touchagues Ambroise Vollard

Uebrigens kommt es wenig darauf an, was man tut und was man nicht tut. Auf der Grundlage einer sehr erprobten Moral und einer großen Reinheit des Herzens, die ihn die Schwächen seiner Zeitgenossen verurteilen läßt, den Hochmut der einen, das Mitleid der andern — er selbst ist dem Mitleid überaus zugänglich — ist Vlaminck ganz Instinkt und kultiviert seine Instinkte. Er hat die Intelligenz des Instinktes. Er weiß, daß eine „schlechte" Neigung, wenn sie recht kultiviert und an der rechten Stelle eingesetzt wird, häufig nützlicher ist als eine kleine Tugend, denn sie wirkt bestimmend auf das Individuum und bejaht den Charakter.

„Du kannst jetzt den Kaffee geben, Bertha!"

Mit dem Handrücken fegt er die Krümel vom Tische, einer unwillkürlichen Geste, die schon Generationen von Vlamincks zwischen der Lys und dem Rhein gemacht haben.

Bertha: Das ist seine Freundin. Edwige, ihre Tochter, ist sechs Jahre alt. Sie zieht das Zigarettenpaket ihres Vaters zu sich heran und raucht.

Vlaminck und Vollard erzählen Geschichten „aus der Zeit Derains", Chatous, des Zollbeamten Rousseau, der modernen Epoche Vollards, für den Renoir und Cézanne die klassische Epoche, und Rouault und Chagall die zeitgenössische Epoche bilden, denn er hat angeborenen geschichtlichen Sinn.

Vollard: „Hören Sie mal, Vlaminck. Es gab einmal eine Dame, die hatte einen vollkommen idiotischen Sohn, mit dem sie nichts anzufangen wußte. Man hatte ihr gesagt: ‚Wenn sich Ihr Sohn verlieben würde, würde er seinen Verstand wiederbekommen.' Sie gab also Tees, zu denen sie alle ihre jungen Freundinnen einlud. Aber der Sohn aß mit den Händen, spuckte auf den Boden und blieb Idiot. Nun, eines Tages, sage ich zu dieser Dame: ‚Sie sollten Ihren jungen Mann veranlassen zu malen, das würde ihn zerstreuen, und dann könnte man's auch verkaufen' ... Also, er macht Bilder, die er signiert, und die gar nicht einmal so schlecht sind. (Der „junge Mann", von dem die Rede ist, ist einer der größten französischen Maler der Zeit. Raten Sie!)"

Edwige zündet sich ihre zweite Zigarette an.

Vollard: „Ich liebe Kinder. Sie tun Wunder und geniale Aussprüche."

Vlaminck: „Warum haben Sie sich nicht verheiratet?"

Vollard: „Ich habe wohl manchmal daran gedacht, besonders damals, als ich den Laden in der Rue Laffitte hatte. Aber ich habe mir gedacht: wenn ich eine Frau hätte, würde sie sagen: ‚Die Bilder von Degas sind entzückend.' Und deshalb habe ich nicht geheiratet. — Ich hatte einmal ein Dienstmädchen, das heiratete. Nach einiger Zeit kam sie mich besuchen und sagte: ‚Das Leben ist von einer Kostspieligkeit! Ich kann damit nicht zu Rande kommen.' Ich sagte zu ihr: ‚Aber, Eugenie, Sie wußten doch, wie teuer alles ist, als Sie meine Wirtschafterin waren und auf den Markt gingen!' — ‚Ja, aber damals gab ich Ihr Geld aus und nicht meins.'"

Vlaminck: „Vollard, Sie erinnern sich noch an den Händler, der aus Frankfurt gekommen war, um Cézannes zu kaufen. Es war nach dem Déjeuner, und Sie machten ein Nickerchen. Eugenie kam und sagte: ‚Der Herr möchte durchaus eine Entscheidung haben. Er ist deswegen aus Deutschland gekommen und muß noch heute abend wieder abreisen.' Da haben Sie ein Auge

aufgemacht und haben gemurmelt: ‚Sie können ihm sagen, daß . . .‘ und sind wieder eingeschlafen.“

Vollard: „Ja, aber gerade in dieser Zeit gewannen meine Bilder an Wert. Sagen Sie, Vlaminck, finden Sie nicht, daß die Damen manchmal komisch sind? Also einmal kommt eine in meinen Laden: ‚'N Tag, Herr Vollard! Ich möchte, daß Sie mir über ein Bild eine Expertise machen. Ja, Sie sollen mir auf einem Zettel aufschreiben, von wem es ist.‘ — ‚Haben Sie Ihr Bild da?‘ — ‚Nein, aber ich werde Ihnen sagen, was es darstellt. Es sind Bäume drauf mit Felsen und Wasser. Es ist sicher ein Courbet . . .‘“

Edwige zündet sich ihre dritte Zigarette an, verschwindet einen Augenblick, aber kommt bald wieder, rittlings auf einem Topfe. Bertha verscheucht sie schleunigst in eine weniger künstlerische Gegend.

Loulou Albert-Lazard Vlaminck

Vollard: „Was Sie machen, Vlaminck, hab' ich immer sehr gern gemocht. Der alte Tanguy*) sagte (ich weiß nicht mehr von welchem Maler): ‚Dieser junge Mann wird's zu was bringen, denn er geht nicht ins Kaffeehaus und setzt nicht auf Pferde.‘ — ‚Wie ich,‘ sagte Vlaminck lachend. — ‚Sagen Sie mal, Vlaminck, Sie wissen doch, die Maler von der *„Société des Artistes Français“* sind sehr wohlerzogene Leute. Eines Tages war ich bei Gervex. Nun, wenn ich eine Großfürstin als kleine Freundin hätte haben wollen, so hätte er mir gleich mehrere davon präsentiert; wenigstens hat er mir das gesagt. Aber, was ich sagen wollte, ich mag die Maler von den „Artistes Français“ und andere Leute von der Akademie nicht. Für mich bedeuten die Werke dieser Herren in der Malerei das, was der „Bal des 4 zarts“ im Triumphzuge eines byzantinischen Kaisers bedeuten würde.‘ — ‚Aber warum gehen Sie dann zu ihnen?‘ — ‚Weil ich von Gervex Détails wissen wollte über die republikanischen Zeremonien unter dem Präsidenten Félix Faure, die franko-russische Allianz, Kronstadt und so weiter . . . Ich schwöre Ihnen, daß Gervex ein distinguierter Maler war.‘ — ‚Ja. Vulgär ist er nur in seiner Malerei**).‘ — ‚Ein wahrer Künstler ist niemals vulgär. Nehmen Sie zum Beispiel Renoir, der mal sagte: ‚Ich glaube der einzige zu sein, der weiß, ob etwas, was ich gemacht habe, fertig ist, oder nicht. Wenn ich einen Hintern gemalt habe, und ich bekomme Lust, einen Klaps drauf zu geben, so ist er fertig.‘“

Edwige ist zu uns zurückgekehrt. Sie greift nach dem Zigarettenpäckchen. „Genug!“ sagt Vlaminck, und Vollard überbietet ihn noch: „Du mußt nicht so

*) Farben- und Bilderhändler, bei dem Van Gogh, Lantrec, Vollard usw. verkehrten. Der „junge Mann“, von dem hier die Rede ist, ist Cézanne.

**) Vlaminck dachte offenbar an das Bild „La Lexon du Docteur Péan“, das unbeschreiblich ist.

viel rauchen, liebes Kind, das ist sehr schlecht!" Da wendet sich Edwige zu mir und sagt: „Der Kerl muß mich auch noch anöden!"

Vollard: „Wissen Sie, Vlaminck, man müßte ein Buch herausgeben, wie es in früheren Zeiten von größtem Nutzen gewesen ist und auch noch heute sein könnte: Ein *„Handbuch des Anstands für Kinder"*. Es gibt Momente im Leben, wo man nicht weiß, wie man sich benehmen soll. Eines Tages zum Beispiel war ich in einem Kino auf den Boulevards. Das Stück hatte schon angefangen, man bringt mich in einer Loge unter, die Pause kommt, es wird hell, und ich sehe plötzlich in der Nebenloge, nur durch eine dünne Wand in Brusthöhe von mir getrennt, eine Person die... eine Person, welche... kurz und gut eine Person, auf die ich einige Rechte hatte. Haben Sie bemerkt, daß die Frauen in den Kinos, wenn das Licht angeht, sich nach rechts und links wenden, weniger um zu sehen als um bemerkt zu werden, oder vielmehr: damit man an ihnen bemerkt ein neues Kleid, ein neues Schmuckstück oder ein neues Verhältnis. Die Frauen schwärmen für das Neue, während die Männer das lieben, woran sie gewöhnt sind: Alte Anzüge, Antiquitäten und alte Mätressen. Leute wie Choquet, die wirklich das Ueberraschende, Originale und Neue lieben, sind selten. — Die Dame sieht mich und tut so, als sähe sie mich nicht. Sie beginnt mit ihrem Nachbarn eine Auseinandersetzung und geht hinaus. Da die Vorstellung weitergeht, und ich Schwierigkeiten habe, die Zwischentitel zu lesen, so beuge ich mich in die Nachbarloge und sage zu dem jungen Mann, der dort geblieben war: ‚Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wollten Sie mir die Aufschriften vorlesen.' Er tat es mit großer Gefälligkeit.

Kurze Zeit nachher kehrte die Dame zu ihrem Platz zurück. Sie schien sehr erstaunt, als sie ihren Gefährten den Text ganz laut lesen hörte, der auf der Leinewand erschien. Sie verlangte eine Erklärung. Man gab sie ihr. Da geriet sie in einen großen Zorn, stieß ihren Freund und schrie: „Siehst du denn nicht, daß er dich veräppelt?" Nach der Vorstellung wußte ich nicht, was ich tun sollte, als ich sah, daß der junge Mann einen Schritt auf mich zu machte, sich höflich verbeugte und mich grüßte, bevor er hinausging. Ich war entzückt . . .

Sagen Sie, Vlaminck, haben Sie das letzte Buch von Blaise Cendrar gelesen ‚Das Gold'? Es ist sehr gut... Finden Sie nicht komisch, wie man jetzt mit Bildern spekuliert? Man hat mir erzählt, am Tage, als Renoir starb, sei ein telegraphisch benachrichtigter Amateur Hals über Kopf zum Händler P. R. gestürzt, um Bilder zu ramschen in der Hoffnung auf eine rasende Hausse. Aber P. R. wußte auch schon Bescheid. Er erzählte die Geschichte dem Dichter J. C. mit den Worten: ‚Sie verstehen, Sie verstehen: Dieser Amateur hatte sich gesagt: Ich werde kaufen *lebend* und werde verkaufen *tot*. Aber ich hab' ihm gleich *tote* Preise gemacht, so daß er gekauft hat *tot*, wo er glaubte zu kaufen *lebendig*.'"

Ein Schweigen lastet auf unsere Gesellschaft.

Vollard: „Ich möchte gern Ihre neuen Bilder sehen. Wissen Sie, Ihre fahlroten Bilder, die ich Ihnen so um 1904 abkaufte, hab' ich noch immer."

Deutsch von Franz Leppmann.

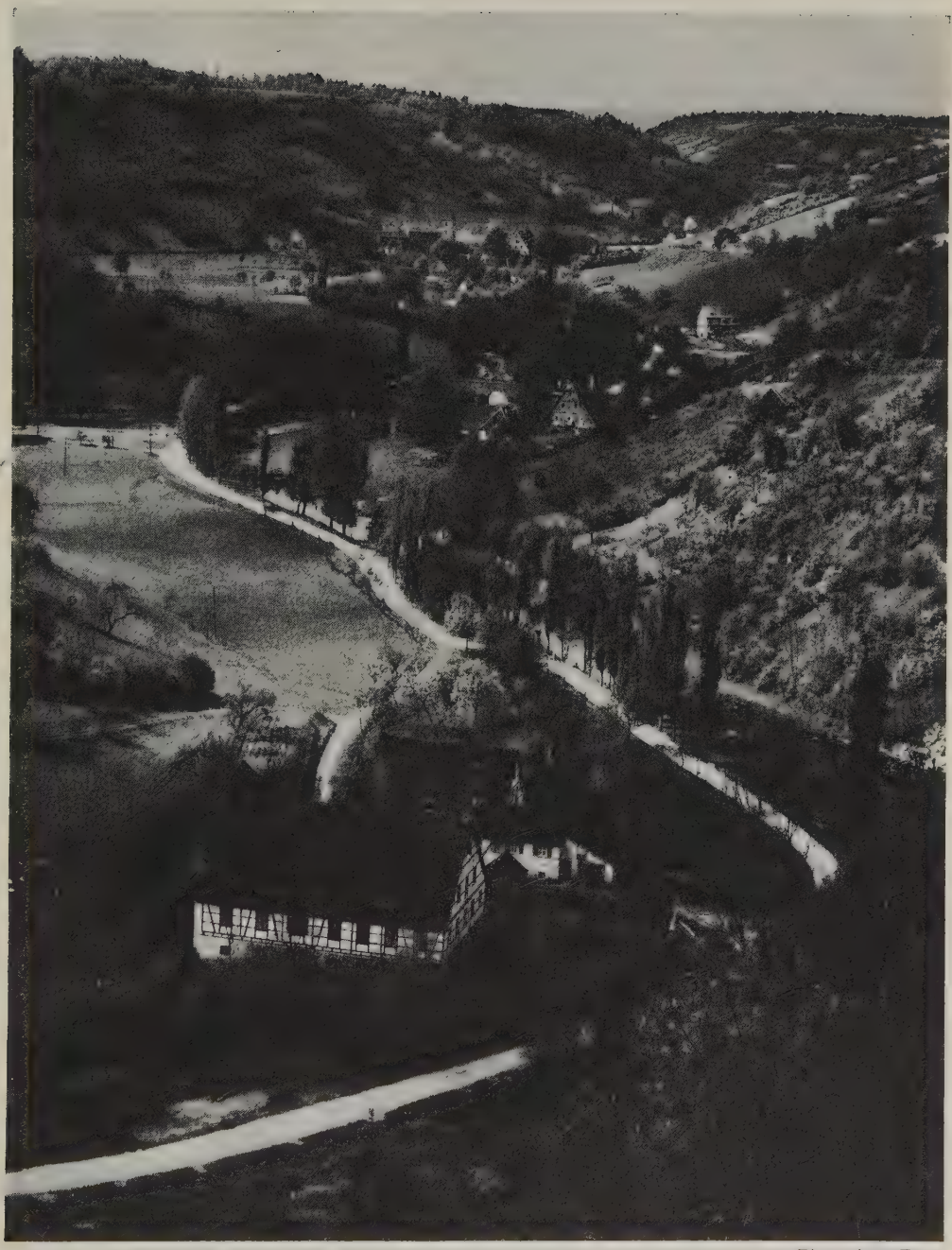


Photo Aug. Rupp

Blick ins Taubertal bei Rothenburg-Dettwang

Photo Baruch

Harald Kreutzberg

Photo Riess

Toni Freeden-Belling

Photo Willinger

Die Tänzerin Ruth Bayton

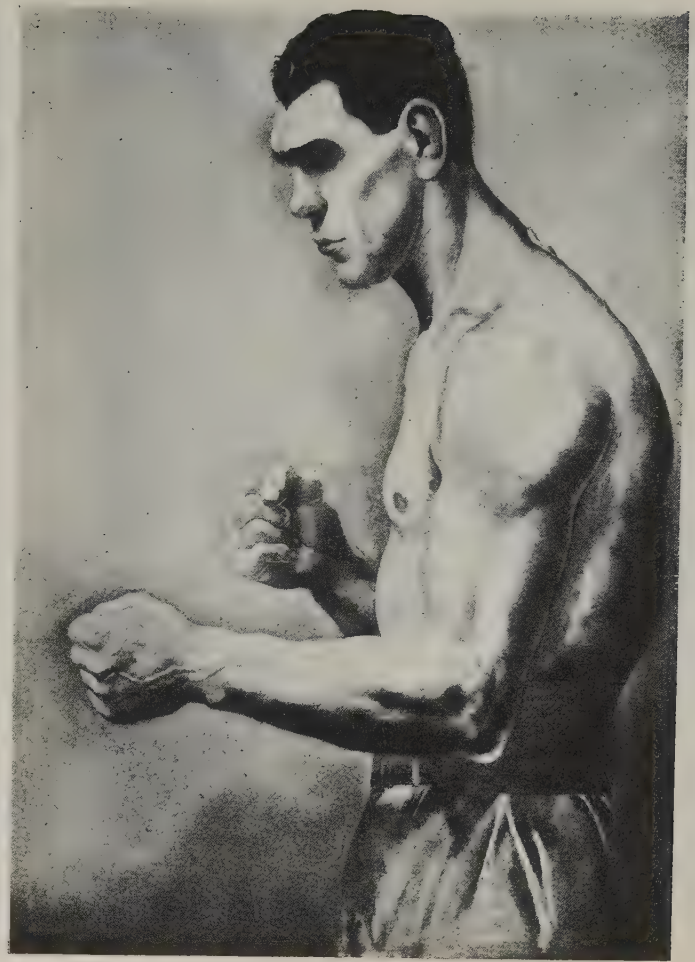


Photo Galerie Flechtheim

George Grosz, Der Boxer Schmeling. Oelgemälde

Hutmodelle des Ateliers Charlotte & Jenny
Jenny Golder

Photo Zander & Labisch
Doris von Schönthan

GERICHT ÜBER EINEN PIONIER

Von

PANTELEJMON ROMANOW

I.

Eine der Pionierabteilungen eines abgelegenen Städtchens war durch eine unangenehme Entdeckung in Aufregung gebracht: man glaubte, bemerkt zu haben, daß der Pionier Andrej Tschugunow die Pionierin Maria Golubjewa systematisch verführt hatte.

Es wurde eine Untersuchung anberaumt, um den Schuldigen zu überführen und die Pionierabteilung von schädlichen Elementen zu reinigen, weil die Jugend von seiten der Einwohner ohnedies beharrlich und hartnäckig kritisiert wurde.

Man sprach darüber, daß die Jugend vom rechten Wege abgekommen sei und jeden Maßstab in der Beurteilung des Guten und Bösen verloren habe. Und natürlich in erster Reihe erklärte man, „daß sie Gott vergessen habe und ohne Religion lebe."

Was Gott anbelangt, so ist darauf nichts zu erwidern, aber was einige Persönlichkeiten anbelangt, ähnlich der Andrej Tschugunows, so wurde in der allgemeinen Versammlung beschlossen, die schärfsten Maßnahmen zu ergreifen. Wenn es sich erweisen sollte, daß ein räudiges Schaf unter der Jugend war, so konnte es die ganze Herde verseuchen.

Es wurde eine heimliche Ueberwachung organisiert und die Fährte des nichtsahnenden Tschugunow verfolgt.

Das Verbrechen war um so größer, als Maria Golubjewa Bäuerin war (sie lebte in einem Vorort, eine Werst von der Stadt). Was für eine Meinung mußten die Bauern von den Pionieren bekommen!

Es war bekannt, daß er oft mit ihr im Stadtgarten spazierenging und daß er sie manchmal spät abends nach Hause begleitete.

Seine Verfolgung, beschloß man, sollte Donnerstag abend beginnen, wenn im Klub die Arbeit später als sonst zu Ende war und man vermuten konnte, daß er sie nach Hause begleiten würde.

An diesem Abend war die ganze Abteilung nervös. Alle Augen verfolgten unruhig und mißtrauisch Tschugunow.

Er war ein Bursche von 15 Jahren, der seine Jacke immer übergehängt trug. Seine Haare waren ungewöhnlich dicht und kraus und standen nach allen Seiten. Er kämmte sie immer mit einem Taschenkämmchen nach oben. Sein Gesicht war bleich und pickelig. Er ging stets abseits von den anderen auf dem Schulhof am Zaun entlang, und paukte im Gehen seine Aufgaben. In seinem Aeußeren war nichts, was Anlaß geben konnte, an die Möglichkeit eines solchen Verbrechens zu glauben.

Und Maria Golubjewa rief einen noch unschuldigeren Eindruck hervor. Sie war ein stilles, nachdenkliches Mädchen, etwa an der Schwelle des 16. Jahres. Mit einem roten Bändchen in den Haaren und einem roten Tuch um den Hals. Sie hatte eine besondere Angewohnheit: statt sich die Haare mit einem Kamm auszukämmen, schüttelte sie den Kopf nach allen Seiten,

so daß die Haare sich wie vor einem Wirbelwind teilten, und dann steckte sie einfach einen runden Kamm hinein.

Sie wurde fast von keinem verurteilt, man sah in ihr das „unbewußte" Opfer. Man beobachtete sie nur mit einiger Neugierde und mit Mitleid, wenn sie vorbeiging.

Alle Entrüstung richtete sich gegen Tschugunow.

Donnerstag, nach Schluß der Arbeit im Klub, gaben sich die zwei Pioniere, die zur Verfolgung abbeordert waren, den Anschein, als ob sie ihre Mützen nicht fänden, damit sie das Weggehen von Tschugunow und der Golubjewa abwarten konnten. Und alle wollten sehen, was daraus wird. Deshalb war im Ankleideraum ein großes Gedränge. Man hörte eine leise, vorsichtige Unterhaltung. Alle blickten nach dem Korridor. Plötzlich gab irgend jemand ein Zeichen, daß die beiden kamen, und alle — einer den andern überrennend — stürzten auf die Straße. Durch die halbgeöffnete Tür sah man, was im Ankleideraum vorging. Alle drängten sich um die Tür und beobachteten gierig.

„Genossen, geht nach Hause — zwei Genossen sind beauftragt, sie werden die Verfolgung übernehmen und berichten, ihr andern habt nichts dabei zu tun," sagte der Führer.

Aber alle waren nervös, aufgeregt, und keiner rührte sich vom Fleck. Plötzlich verteilte sich der ganze Trupp in verschiedene Haufen und versteckte sich in den Ecken des Hofes. Andrej Tschugunow und Maria traten aus dem Haus.

Sie gingen nicht nach verschiedenen Seiten, wie sie hätten tun müssen, da sie in entgegengesetzten Richtungen wohnten, sondern sie gingen in der Richtung der äußeren Stadt zusammen fort. Es war klar, daß Andrej sich mit ihr nach ihrem Dorf begab.

Dann sahen alle — im Halbdunkel des Abends, wie Andrej vorausging über ein dünnes Brett, das über das Flüßchen führte und Maria die Hand reichte. Sie überschritt die Planke auf seine Hand gestützt.

Die beiden Untersuchungsrichter, die ihre Jacken vor dem Wind fest übereinanderschlagen mußten, huschten vorsichtig hinter den Weggehenden her.

Die übrigen fühlten sich erregt durch all diese geheimnisvollen Umstände und noch dadurch, daß Andrej jetzt ahnungslos weiterging, während ihm zwei Schatten unausgesetzt folgten.

An diesem Abend wollte keiner schlafen gehen, weil alle die Rückkehr der Untersuchungsrichter abwarteten, um das Resultat zu erfahren. Die Knaben und Mädchen blieben also im Eßzimmer um den Tisch herum, von dem das Geschirr abgeräumt war, sitzen und tuschelten jedesmal miteinander, wenn der Führer vorbeiging.

Sie wollten ihn nicht in diese Angelegenheit hineinziehen, bevor das Bild vollständig geklärt war.

Um elf Uhr kehrten die Jungens zurück. Alle stürzten ihnen entgegen und bestürmten sie mit Fragen, was sie gesehen hätten, und ob die Schuld bestätigt sei. Die beiden aber stürzten sich gierig auf das Essen am Ende des Tisches und bewahrten tiefes Schweigen. Dann erklärten sie, daß sie bis zum Gerichtstag kein Wort sagen würden.

„Spielt doch nicht die Dummen," sagte irgendwer.

„Nein, Genossen, sie haben recht; sie sind offiziell eingesetzt und können nicht jede gewöhnliche Neugier befriedigen," sagte Nikolaj Kaptschukow, einer der Aelteren der Abteilung.

Die Kinder schwiegen, und im Kreis um die Essenden gedrängt sahen sie schweigend auf die zerzausten Köpfe und auf die gierig kauenden Münder, die mit Buchweizengrütze vollgestopft waren.

Alle warteten mit großer Ungeduld auf die Verhandlung, die auf Sonntag, den dritten Tag nach der Verfolgung, angesetzt war.

II.

Im Internat sah es am Sonntagmorgen aus wie in einem Bienenstock, wenn man den Honig herausnimmt. Alle waren sonderbar erregt und hasteten ohne sichtbaren Grund hin und her.

Der Diensthabende brachte Tee und Brötchen; man trank schnell seinen Tee und eilte nach dem oben gelegenen Schlafraum und von dort wieder in den Saal hinunter, in dem die Gerichtsverhandlung stattfinden sollte.

Hunderte von Augen begleiteten Tschugunow, als er auf den Ruf des Führers noch immer ahnungslos den Saal betrat.

Das Präsidium setzte sich um einen in die Mitte des Saales gerückten Tisch.

Die Jungens besetzten Fensterbretter und Bänke. Da wischte eine schwangere Katze in den Saal, die aus irgendeinem Grunde „Mischka" genannt wurde, und schmiegte sich reihum an alle ihr erreichbaren Beine.

„Pionier Tschugunow!" — sagte der Vorsitzende des Gerichts. Er stand dabei auf, faßte sich in den Schopf und errötete, weil der zu seiner Rechten sitzende Genosse ihn am Aermel zupfte, daß er nicht aufstehen konnte, sondern im Sitzen sprechen mußte.

„Der Pionier Andrej Tschugunow ist von den Genossen der systematischen Verführung einer Genossin aus der Abteilung, der Maria Golubjewa, angeklagt."

„Um was handelt es sich?" fragte Tschugunow, indem er sich von der Bank erhob, um sich blickte und mit den Schultern zuckte, als wenn er alle fragen wollte, ob die um den Tisch sitzenden Personen bei klarem Verstande und bei vollem Bewußtsein seien.

„Du wirst deine Erklärung später geben," unterbrach der Vorsitzende Tschugunow.

„Genossen!" — sagte er, mit erhobener Stimme nach der Seite des Fensters hin, wo man das Geflüster der durcheinandersprechenden Jungens hörte.

„Ich bitte um Aufmerksamkeit! Jagt doch die Katze zum Teufel! Genossen, im gegenwärtigen Augenblick, wo man die Jugend der Ausschweifung beschuldigt, was der Pioniere unwürdig ist, müssen wir die Fahne ganz besonders hochhalten. Und Elemente, die uns diskreditieren, müssen strengstens verfolgt und aus der Abteilung ausgewiesen werden." —

Tschugunow saß, die Jacke über die Schulter gehängt, zuckte mit den Achseln, als wenn er sagen wollte, das sei ja alles gut, aber was für eine Beziehung das zu ihm haben sollte?

„Die Beobachtung einiger Genossen hat uns genötigt, eine genaue Untersuchung einzuleiten, und das erhaltene Material bestätigt völlig die Anzeige einzelner Genossen. Jetzt erlaubt uns, den Genossen Andrej Tschugunow zu verhören."

Der Vorsitzende fuhr sich mit der Hand in die Haare, als ob er nachdächte, was für Fragen zu stellen seien.

Aber sein Nachbar zur Rechten flüsterte ihm wieder irgend etwas zu.

„Uebrigens nein" — sagte der Vorsitzende, „ich werde zuerst vorlesen, was zwei Genossen, denen von der Abteilung der Auftrag erteilt war, Tschugunow zu beobachten, vorgestern gesehen haben. Es lautet:

„Um elf Uhr, als die Arbeit im Klub beendet war, und alle sich anzogen, taten wir, als hätten wir unsere Mützen verloren und warteten, um alles genau beobachten zu können. Tschugunow kam mit Maria zusammen heraus, und als sie sich anziehen wollte, hielt er ihre Tasche und den Sack mit Mehl aus der Kooperative, den sie nach Hause tragen mußte. Dann ging er zusammen mit ihr links von der Schule ab, über das Flüßchen über den Balken, wobei er ihr die Hand reichte und sie hinüberführte, als wäre sie ein Fräulein. Darauf gingen sie zusammen weiter. Wir konnten nicht näher an sie herangehen, weil wir vermeiden wollten, von ihnen bemerkt zu werden. Und deshalb konnten wir auch nur schlecht verstehen, was sie sprachen. Aber man hörte, daß es etwas über Poesie war. Dabei blieb unbekannt, ob es seine Verse oder die Verse bekannter Dichter waren. Und dann ergriff er ihren Sack und trug ihn ihr. Darauf standen sie lange am Rande des Waldes, aber was sie dort machten, konnte man nicht sehen, weil es finster war. Endlich ging sie allein weiter, und er kehrte um, und wir versteckten uns vor ihm hinter den Sträuchern des Waldrandes."

„Also das Bild ist klar, Genossen. In unseren Augen ist dies Betragen eines Pioniers unwürdig und schändet die ganze Abteilung. — Gibst du das zu?", wandte er sich an Tschugunow.

„Was soll ich zugeben?"

„Was hier vorgelesen wurde. War alles so?"

„So war es."

„Also du hast sie über den Fluß geführt und den Sack getragen?"

„Und den Sack getragen."

„Und von wem waren die Verse, die du vorgelesen hast?"

„Das ist meine „eigene" Angelegenheit," antwortete dunkelrot Tschugunow.

„Nein, das ist nicht deine „eigene" Angelegenheit. Du schändest die Würde der Abteilung. Wenn du deine Verse schreibst und sie nicht der Kollektive vorliest, sondern deiner „Dame", so ist das, Bruder, nicht deine „eigene" Angelegenheit. Wenn wir alle anfangen wollten, Verse zu schreiben, Tücher aufzuheben (und das hast du getan), würden wir keine Abteilung zukünftiger Revolutionssoldaten bekommen, sondern der Teufel weiß was. Das ist keine „eigene" Angelegenheit, weil du damit eine Genossin schädigst. Wir müssen stählerne, gleichberechtigte Soldaten erziehen, und du trägst ihr den Sack, führst sie noch an der Hand über den Fluß und liest ihr Verse vor! Aber das ist längst bemerkt worden — und nur wenn Söhne von Krämern sich in die Abteilung einschleichen . . ."

„Ich bin kein Sohn eines Krämers, mein Vater ist Schlosser in der Fabrik," schrie, über die schändliche Verleumdung errötend, Tschugunow.

Aber der Vorsitzende fuhr sich in die Haare, sah ihn scharf an und sagte:

„Um so schändlicher, Genosse Tschugunow, so kann man dich erst recht nicht freisprechen. Der Sohn eines ehrlichen Schlossers macht einer Pionierin den „Hof"! Wenn du sie zum physischen Verkehr brauchst, so konntest du ihr das auf ehrliche, kameradschaftliche Weise sagen, sie aber nicht durch Aufheben von Taschentüchern und dadurch, daß du statt ihrer den Sack trägst, verführen. Wir brauchen Frauen, die Fuß bei Fuß mit uns marschieren. Aber, wenn man sie über den Fluß führen muß, das paßt nicht zu uns, Bruder!"

„Ich brauche sie absolut nicht zum physischen Verkehr," sagte Tschugunow, dunkelrot geworden, „und ich erlaube keinerlei Beleidigungen . . ."

„Also wozu dann?", fragte zwinkernd der Nachbar des Vorsitzenden, derselbe, welcher im Anfang den Vorsitzenden am Aermel zurückgehalten hatte, — „Wozu also dann?"

„Wozu? . . . Wie soll ich wissen, wozu? Nur so! Ich unterhielt mich mit ihr."

„Und dazu muß man sich vor allen verbergen?"

„Ich wollte mich nicht vor allen verbergen, ich wollte mit ihr allein sein."

„Allein konntest du zum Verkehr mit ihr sein. Das ist deine „eigene" Angelegenheit, weil du sie damit nicht von der Kollektive abtrennst, aber so erziehst du sie in einer ganz bestimmten Richtung."

„Aber wenn sie mir ihren Kummer erzählte?", sagte, wieder errötend, Tschugunow.

„Bist du denn — ein Pope?"

„Nein, ich bin kein Pope, aber sie erzählte und ich hatte Mitleid mit ihr, und seitdem sind wir . . ."

„Die heutige Pionierin darf vor niemandem jammern, und wenn sie ernsten Kummer hat, muß sie ihn der Abteilung erzählen und sich nicht zu Pärchen sondern. Dann hätte man nicht Abteilungen zu organisieren brauchen, sondern hätte alle zum Popen geführt und Schluß", sagte der Vorsitzende.

Am Ende des Saales wurde gelacht.

„Ueberhaupt, das Bild ist klar, Genossen. Die erhobene Beschuldigung bleibt in ihrer ganzen Kraft unwiderlegbar. Der Genosse Tschugunow spricht eine andere Sprache, und deshalb können wir einander nicht verstehen. Und es ist um so schmerzlicher, Genossen, daß er, als Sohn eines Arbeiters wie wir, sich als zersetzendes Element und nicht als Kämpfer und als nachahmenswertes Mitglied der Kooperative erwiesen hat. Ich stelle zur Abstimmung vier Fragen:"

(„Und Du, Mischka, mach dich hier fort, Fremden ist der Eintritt verboten" — ließ sich eine gedämpfte Stimme vom Fenster her vernehmen.)

„1. Ist die erhobene Beschuldigung der systematischen Verführung der Pionierin Maria Golubjewa durch den Pionier Tschugunow der zweiten Abteilung erwiesen?

2. Erfolgt daraus die Ausschließung aus der Liste der Pioniere?

3. Ist Maria auch als schuldig anzusehen?

4. Erfolgt daraus auch ihre Ausschließung?"

Die Stimmen teilten sich. Die Mehrheit schrie, daß, wenn man die Sache auf sich beruhen ließe, die Ausschweifung tiefe Wurzeln schlagen und statt starker Revolutionssoldaten sich Pärchen bilden würden, die sich einander als Täubchen zeigten und sich zu zärtlichen Gefühlen bekennen würden. Zum Teufel mit ihnen! Eine solche Liebe ist wie die Religion, das heißt ein schwächendes Betäubungsmittel für das Gehirn und für den revolutionären Willen.

Mit der Liebe und mit dem Schreiben von Versen mögen sich die Söhne der „Nep.*)" beschäftigen, aber wir beschränken uns auf die Befriedigung unseres gesunden Bedürfnisses und brauchen damit nicht zu den Prostituierten zu gehen, dafür haben wir Genossinnen.

Die Minderheit erwiderte, das bedeute ein völliges Ausrotten aller menschlichen Gefühle, wir hätten doch auch eine Seele, die verlangt . . .

Da brach ein Orkan des Spottes los: „Von der Seele sprechen sie! Soweit sind wir schon. Eine feine Jugend! „Mischka," hast *du* eine Seele?"

„Verse braucht ihre Seele!" war die Antwort.

„Besser stark sein, als Liebe pflanzen."

„Genossen, hört auf," schrie der Vorsitzende, die Hände nach der Seite gestreckt, wo am lautesten geschrien wurde; darauf bückte er sich zu seinem Nachbarn zur Rechten, welcher halblaut zu ihm sprach und sagte: „Stimmen wir in voller Ordnung ab! Artem, schmeiß die Katze hinaus! Oeffne die Tür ganz und laß das Aas nicht wieder herein!"

Bei der Abstimmung der ersten Frage über die Schuld der systematischen Verführung wurde die Tatsache des Schuldbeweises von der Mehrheit der Stimmen zugegeben.

Bei der Abstimmung über die Ausschließung war eine unbedeutende Minderheit für den Verbleib. Die Mehrheit war für die Ausschließung.

Bei der Abstimmung über die Schuld der Maria wurde die Tatsache der Schuld von der Mehrheit zugegeben.

Bei dem vierten Punkt war die Mehrheit für den Verbleib, aber unter der Bedingung eines strengen Verweises, damit künftig die Pionierfahne in Ehren gehalten werde.

Tschugunow nahm schweigend sein rotes Halstuch ab, legte es auf den Tisch und ging aus dem Saal, die Jacke über die Schulter gehängt. Etwa zehn Pioniere sprangen von ihrem Platz auf, und indem sie die übrigen „Pack, Lumpen" schimpften, gingen sie aus dem Saal, Tschugunow hinter ihnen her.

Der Vorsitzende nahm das rote Halstuch, knüllte es zusammen, warf es in den Papierkorb und sagte: „Geht! Hol euch der Teufel!" —

(Deutsch von Helene Gebert.)

*) Neue politische Richtung, die private Handlungen zuläßt.

GOLF

Von

HERBERT GUTTMANN

Der Golfsport ist leider in Deutschland und besonders in Berlin noch wenig eingebürgert, im Gegensatz zu England und Amerika, wo Tausende öffentlicher und privater Golfklubs bestehen, und wo reich und arm mit gleicher Leidenschaft spielt. Bei uns gilt Golf vielfach als ein Reservat für wohlhabende Kreise, wird sogar vielfach mit dem sehr teuren Polo (mit Ponys) verwechselt. Ursprünglich hatten wir in Berlin nur den heute noch in Westend bestehenden alten 9-Loch-Platz, von Engländern der hiesigen Kolonie geschaffen, namentlich aus diplomatischen Kreisen. Hinzu kamen nur wenige Deutsche und die in Berlin praktizierenden amerikanischen Dentisten. Die zahlreicheren Plätze im Ausland, der Schweiz, den tschechoslowakischen Bädern usw. warben neue Interessenten für das Golfspiel. Nach dem Krieg beeinflußten dann die neuen Plätze in Oberhof, Salzbrunn, Köln, Wiesbaden, Bremen, Heiligendamm, Leipzig weitere Kreise, bis Berlin endlich durch die Schaffung des neuen 18-Löcher-Platzes in Wannsee die einer Großstadt würdige Anlage erhielt.

Die Schaffung eines erstklassigen Platzes war namentlich auf unserem armen märkischen Sandboden sehr schwierig und mit großen Kosten verbunden. All das mußte die kleine Golfgemeinde aufbringen, der nur zu unrecht nachgerühmt wird, daß sie aus lauter Nabobs zusammengesetzt ist. Eine Statistik ergibt, daß 20 Prozent der spielenden Mitglieder des Klubs nicht zu den wohlhabenden Bevölkerungsschichten gehören. Es war daher unbedingt nötig, dem Klub das Gepräge eines Landklubs zu geben, um weitere Kreise zu interessieren und zur Finanzierung heranzuziehen. Nur auf diese Weise war es möglich, unseren Platz zu schaffen, von dem heute in Amerika und England in den höchsten Tönen gesprochen wird. Große Opfer einzelner haben Platz, Haus und Einrichtung ermöglicht, und meine unangenehme Aufgabe war es, jeden Bekannten und auch Unbekannten so weit zu schröpfen, wie es nur irgend ging. Diese Beschäftigung hat so weit geführt, daß es Zeiten gab, in denen man mir im großen Bogen auswich, aus Angst, von mir angepumpt zu werden.

Ich gebe unumwunden zu, daß Golf, solange die nötigen Mittel nicht aufgebracht sein werden, nicht für jedermann als Sport erschwinglich ist, obwohl bei unserem Klub durch das niedrige Eintrittsgeld von 300 Mark neben den Jahresbeiträgen die Möglichkeit besteht, einen ziemlich großen Kreis von Sportliebhabern heranzuziehen, die allerdings die Gefahr in Kauf nehmen müssen, an Sonnabenden und Sonntagen nicht spielen zu dürfen. Seinen Zweck, Pionier für den Sport zu sein und anregend zu wirken, versucht der Klub noch außerdem im Rahmen seiner Möglichkeiten zu erfüllen, indem er den alten Platz in Westend weiter offen hält, wo für einen mäßigen Beitrag jedermann die Möglichkeit gegeben ist, zu spielen. Auch ist geplant, dem Platz in Wannsee einen 9-Löcher-Platz anzugliedern, der, wie in Westend, für weitere Kreise bestimmt ist. Auch hoffe ich, daß die städtischen Körperschaften Berlins, die ja in letzter Zeit sehr viel für Sport tun und sehr viel von unserem Steuergeld

für diesen Zweck aufwenden, sich auch einmal für Golf begeistern und den edlen Sport nach dem Vorbild Englands und Amerikas weiten Volkskreisen erschließen.

Leider kennen auch nur wenige Aerzte Golf. Diejenigen, die das Spiel kennen und selbst spielen, sind begeisterte Anhänger und wissen, welche Wohltat es für arbeitende Menschen, die namentlich, wie unsereins, den ganzen Tag sitzend verbringen, bedeutet, in schöner, frischer Luft ohne körperliche Anstrengung dem Balle nachzugehen und seine Sorgen zu vergessen. Ob jung, ob alt, jedermann kann Golf spielen, und bei jedem Wetter, ob Regen, ob Sonnenschein.

Wichtig für einen ehrgeizigen Spieler ist, daß er früh zu üben anfängt. Ich hoffe, daß die Kinder unserer Mitglieder sich diesen Rat sehr zu Herzen nehmen, der Klub tut alles, um ihnen hierbei entgegenzukommen. Meine beiden Jungens von 10 und 12 Jahren zeigen gute Anlagen und haben einen natürlichen Schwung beim Schlag, den man bei späterem Anfang kaum mehr erlernen kann. Auch meine fünfjährige Tochter hat schon angefangen, und alle drei sind begeisterte Golfspieler und werden es wohl auch ihr Leben lang bleiben.

VARIATIONEN ÜBER DAS KLAVIER

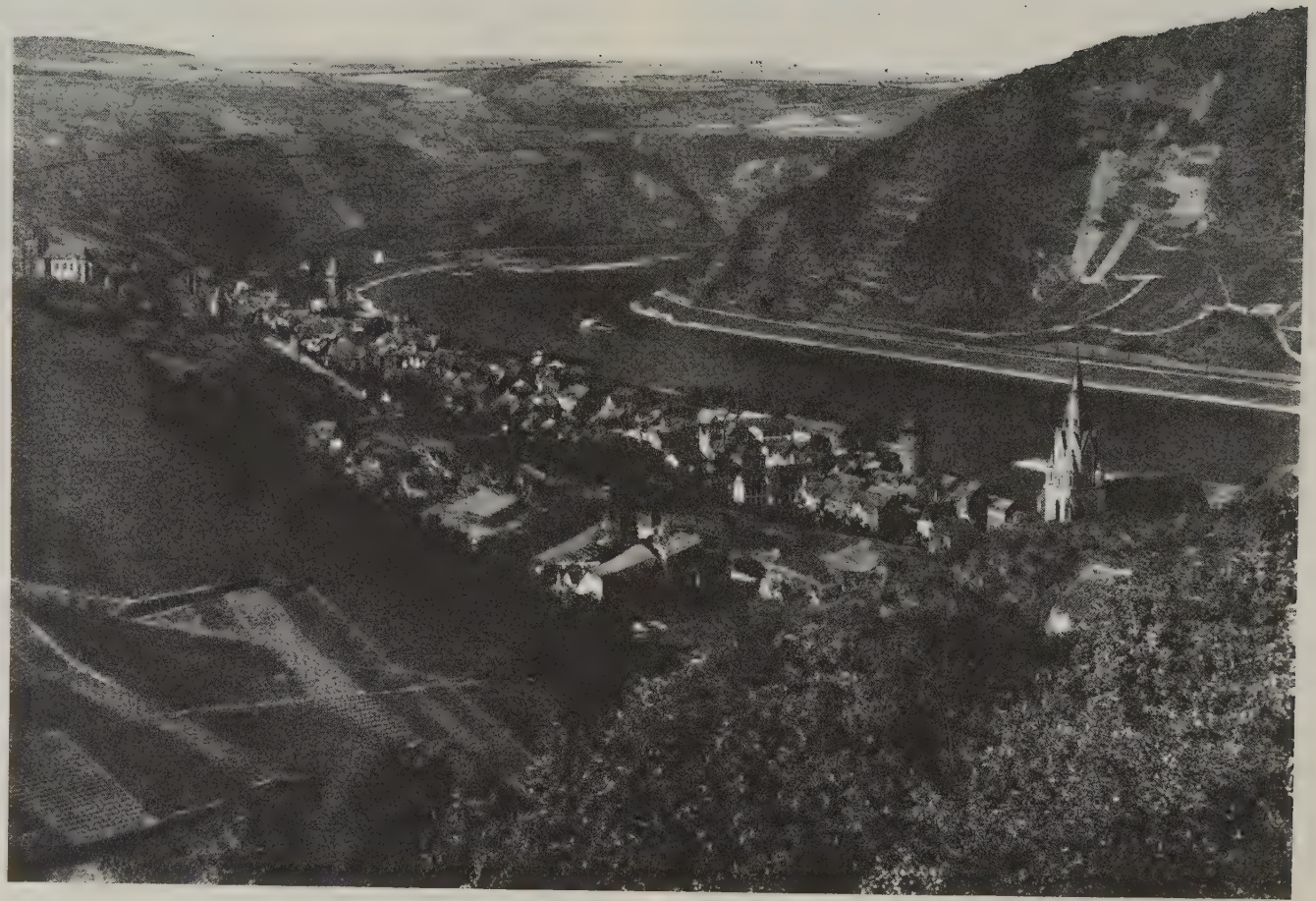
Von

RICHARD BUHLIG

Sagt Busch (ich zitiere aus dem Gedächtnis):
„Ein gutes Tier ist das Klavier,
Still, sittsam und bescheiden;
Und muß dabei noch mancherlei
Erdulden und erleiden."

Zweifellos ist das Klavier das banalste aller Instrumente. Auf dem ganzen Erdenrund ist es ein unerläßliches Möbel zum Schmuck des Heimes, und dulderisch und ergeben gibt es sich jedem musikalischen Vergehen hin. Es ist eine Drahtkommode, mit kurzem, dürrem und nur wenig veränderungsfähigem Ton, von ausgesprochen perkussivem Charakter und auch ohne die Klarheit der heller-timbrierten alten Tastinstrumente, Cembalo und Clavichord. Und verstimmt ist es auch, wesentlich verstimmt, da es „temperiert" ist. Sein Klang verbindet sich schlecht mit anderen Instrumenten, immer sticht es davon ab, es ist selbstherrlich, ein Tyrann — und letzten Endes an sich so wenig.

Und doch, und doch: Wer, der sein Wesen erschaut, dem es sich eröffnet hat, weiß nicht, wie überaus herrlich es ist, wie rätselhaft in seiner Schönheit, denn gerade weil es so wenig ist, ist es so viel. Andere Instrumente erschöpfen die ihnen innewohnenden Ausdrucksmöglichkeiten durch den Ausdrucksreichtum ihres Klanges. Die Wirklichkeit ihrer Leistung genügt. Aber dabei bleibt es auch. Doch das Klavier zaubert hinter der kargen Wirklichkeit seiner Leistung weite Horizonte der Illusion hervor, chimärische Klangwelten. Daher nähert sich auf keinem Instrument der reproduzierende Künstler so sehr der Sphäre des Schöpferischen. Wer das weiß, wer das an sich erfahren hat, der bleibt dem Klavier unentrinnbar verfallen.



Oberwesel am Rhein

Photo Aug. Rupp

Photo Herm. Stumm, Goslar

Herr v. Kardorf und Frau v. Oheimb. Die Neuvermählten mit ihren Kindern

Photo Wilbrand, Dusseldorf

Herr und Frau Emil Flechtheim feiern im Mai die goldene Hochzeit

Photo Ernst Schneider

Der französische Botschafter M. de Margerie und die Mitglieder der französischen Revue „Vive la Femme“ (Jenny Golder, Harry Pilcer, Sparado usw.)

Photo Jan Malarski

Thomas Mann, Gast des Pen-Klubs in Warschau (Ferd. Goetel, A. v. Guttry, Thomas Mann, F. A. Ossendowski)

Photos Keystone View Co.

Familie Herbert Guttmann

Und jetzt ein neues Klavier! Wozu ein neues Klavier! Hat nicht Janko es seinerzeit mit einer neuen Klaviatur versucht, die gänzlich von der alten abwich, und die gewisse Unbequemlichkeiten, die aus der Disposition unserer Klaviatur erwuchsen, zu beseitigen vorgab? Da sie aber ein gänzlich abweichendes Bild ergab, mußte man, um darauf spielen zu können, der alten Klaviatur endgültig Valet sagen. Dazu — ein ernst zu erwägender Schritt für jeden Klavierspieler — konnte man sich nicht so leicht entschließen. Dieser Klaviatur begegnet man nur noch in Instrumentensammlungen. Später kam Klutsam mit seiner Klaviatur, die nur darin von der alten abwich, daß sie anstatt gerade zu sein, leicht gebogen war. — Dies, angeblich, um die kurvenartigen Arm- und Handbewegungen auch anschaulich zu unterstützen. Da die Tasten sich nach hinten zu etwas verjüngten, wurden weite Griffe etwas verkleinert, ein Vorteil vor allem für kleine Hände. Diese Klaviatur ist auch in Vergessenheit geraten. Zuletzt kam Hammond in Amerika, der sich um Klaviaturen und Applikaturen nicht kümmerte. Er hat eine Vorrichtung erfunden, die, ans Klavier angebracht, die Möglichkeit ergibt, einzelnen Tönen einen „singenden" Charakter zu verleihen, die Möglichkeit außerdem, den Ton an- und abzuschwellen. Dieses ist schon bedenklich, denn es bedeutet gewissermaßen einen Verrat am Klavier. Denn der Klavierton ist ein perkusiver, es ist ein Hammerinstrument. Damit ist sein Wert, sein Charakter, engstens verbunden. Verliert sich der, so fängt der Untergang des Klaviers an. Erhalten wir das Klavier, und ist es uns ungenügend geworden, so wäre eine Erweiterung zu erwünschen, mit Beibehaltung seiner Wesenheit.

Dieser Wunsch wird wohl durch das neue Klavier von Emmanuel Moor erfüllt. Emmanuel Moor, ein außerordentlicher Musiker, ein Komponist von Rang, hat sich ein Menschenalter hindurch mit diesem Gedanken getragen. Noch zu Brahms Lebzeiten sprach er, damals ein noch sehr junger Mann, mit Brahms darüber. Das Moor-Klavier hat zwei Klaviaturen, wie das Cembalo auch hatte, doch mit dem Unterschied, daß bei Moor die zweite, direkt über der ersten liegende, um eine Oktave höher erklingt. Diese Struktur verbindet alle Möglichkeiten der Applikatur, die im Cembalo lagen — für die alte Musik sind sie unerläßlich — mit neuen Möglichkeiten, die für alle Musik von größtem Wert sind. Alles Weitgriffige liegt durch das Hinüberspielenkönnen von einer Klaviatur zur anderen unter der Hand. Dadurch wird an Präzision und Schönheit des Ausdrucks ungemein gewonnen. Wiederum wird es möglich, alles zweihändige Passagenwerk, das sich in enger Lage bewegt, in weiterer Lage zu spielen, da man zwei Klaviaturen hat, von denen die eine im Oktavabstand zur anderen erklingt. Da aber die Applikatur beim Klavierspielen ein geistiges Moment enthält, und Passagen mit gespannter Hand einen gespannten Ausdruck erhalten, ist die Möglichkeit gegeben, die Applikatur je nach dem gewünschten Ausdruck zu wählen; man spielt wie bisher auf einer Klaviatur oder von einer zur anderen hinüber, wie es der jeweilige Ausdruck verlangt. Ueberhaupt bedeutet dieses Instrument keine Veränderung des Klaviers, sondern lediglich eine Bereicherung. Darin liegt zum Teil sein Wert.

Ein Weiteres hat dieses neue Instrument: eine Erweiterung, die man vielleicht als außerhalb des Klaviers liegend betrachten könnte, da sie in der „Klaviermusik" im engeren Sinne nicht benötigt wird. Es ist das ein Koppelungspedal, wodurch jeder auf der unteren Klaviatur gespielte Ton mit dem direkt darüberliegenden Ton der oberen Klaviatur gekoppelt, und folglich in der Oktave verdoppelt wird. Klavieroktaven lassen sich ohne weiteres mit der Hand spielen, folglich wäre diese Koppelung auf den ersten Blick kein Gewinn. Die Koppelung bei reiner Klaviermusik ist sogar mit großer Vorsicht zu gebrauchen, klingt doch die mit der Hand gespielte Oktave anders als eine durch Koppelung eines einzelnen Tones erzeugte. Aber durch diese Koppelung ist dem Klavier der unendliche Reichtum der Bachschen Orgelwerke gewonnen. Auf der Orgel mit ihrem dicken, langsamfließenden Klang — in der Schnelligkeit hört man in tiefer Lage nichts — waren die Werke Bachs immer unbefriedigend, und auf dem Klavier sie wiederzugeben war eigentlich unmöglich, denn um die Verdoppelung, die Mixturen auszuführen, und sie gehören zum Wesen dieser Musik, brauchte man vier Hände. Auf diesem Klavier sind nun alle Klangmöglichkeiten der Orgel Wirklichkeit geworden, verbunden mit der Anschlagmöglichkeit, der prägnanten Klarheit des Klaviertons. Daß die Koppelung auch wertvolle Dienste leisten kann im Spiele von Orchesterpartituren, ist ohne weiteres ersichtlich.

Und was unsere Zeit anbelangt, so werden die neuen Möglichkeiten dieses Instrumentes zweifellos ein Ansporn sein, zeitgenössische Tonsetzer dem Klavier wieder zuzuführen. Neue technische Möglichkeiten gehen Hand in Hand mit einer Bereicherung der musikalischen Substanz.

Aber wenn vieles Schwierige durch dieses Instrument erleichtert wird, ist dann nicht eine noch bedenklichere Landplage des Klavierspiels zu erwarten? Nicht doch. Denn aus den Möglichkeiten dieses Klaviers wird eine neue Virtuosität erwachsen, ebenso unerreichbar den vielen, wie sie es auf dem bisherigen Instrument war, und im übrigen wäre es nur ein Gewinn, wenn der Klavierspieler sich nicht durch bloßes Beherrschen der technischen Materie vor anderen hervortun könnte. Dies ist erlernbar, wenn auch mit unendlicher Mühe. Ist es von den Vielen leichter zu erreichen, dann werden sich nur solche Spieler von ihnen abheben, die kraft eines Geistigen imstande sind, es zu tun.

Mayrshofer

BEETHOVEN-BILANZ

Von

L. THURNEISER

Wenn die 100. Wiederkehr von Beethovens Todestag verblüffend unisono gefeiert wurde, so mag — neben künstlerischen Auswirkungen — die Popularität seiner menschlichen Erscheinung mit ihrem Friedenskuß an die ganze Welt dem festlichen Anlaß besondere Aktualität verliehen haben.

Wien, Wahlheimat und Sterbestadt Beethovens, empfing vom 26. bis 31. März eine musikalische Völkerbundversammlung: 16 Nationen hatte ihre Vertreter entsandt, Musiker, Journalisten, Gelehrte und Laien mehrerer Kontinente fanden sich ein, um die vortreffliche, von Schalk geleitete Fidelio-Aufführung, die ausgezeichnete Wiedergabe der „Missa solemnis" (Wiener Philharmoniker nebst Opernchor) und ähnliche Festivitäten mitzuerleben. Die Zentenarausstellung zeigte über hundert Originalpartituren und andere interessante Beethoveniana. Fahnen und Embleme zahlloser Delegationen neigten sich vor der Grabstätte, Waggonladungen von Lorbeer, Kinderbataillone mit Frühlingssträußen wurden mobilisiert, Radioempfänger schwelgten in Beethoven-Exzessen — — fast konnte der Eindruck erweckt werden, als ströme diese Ueberfülle an Ehrungen aus schlechten Gewissen!

Das Terzett Vandervelde, Mascagni und Herriot (letzterer ebenso warmherzig wie vernünftig redend) dominierte in dem internationalen Sprechchor, welcher dem Weltverbrüderungsgedanken der 9. Sinfonie huldigte.

Während Wien derart imposant feierte, begnügte sich Berlin staatlicher-, städtischer- sowie akademischerseits mit mehr oder weniger durchschnittlichen Opern- und Konzert-Aufführungen. Die Beethoven-Ausstellung bot nichts Ungewöhnliches, eine Sammlung von Porträt-Reproduktionen bewies wiederum, daß unmittelbare Echtheit des Gesichtes nur in der 1814 abgenommenen Maske zu finden ist. Der Berliner Magistrat stiftete für das auf dem Hedwigsfriedhof befindliche Grab von Anna Pauline Milder-Hauptmann, der ersten Leonore, eine Gedenktafel, und die Schaufenster der Stadt prangten im Schmuck zweifelhafter Beethovenbildnisse, Margarinegeschäfte und Schokoladenläden inbegriffen.

Auf den trüben Fluten zeitgenössischer *Beethoven-Literatur* blinkt nur selten ein Fanal. Die Mysterien des Hagestolzes, sein physisches Leiden bringen Schnüffler und Skribifaxe stets in Schreibewallung. Wieviel Material zum „Ausdeuten" oder „Hineindeuten" bieten die 138 Opera, die so häufig verheißungsvolle Untertitel tragen — welch unerschöpfliches Thema von Variationen liefert die „Unsterbliche Geliebte" ...

Jos. Aug. Lux läßt selbige in einem platten Roman mit eingestreuten Zitaten und biographischen Brocken vor unseren entsetzten Augen erstehen! Dagegen mutet *G. Ernests Biographie* wie ein ehrfürchtig-schlichtes Volksbuch an. Als Standardwerk gepriesen und reichlich überschätzt ist *P. Bekkers Beethoven* mit seinen konstruierten Analysen, die niemals den Beigeschmack des Doktrinären und Unfruchtbaren verlieren, brauchbar und anregend das Datenverzeichnis von Werken und Geschehnissen.

Die vielen „Rundfragen" zeitigten meist bedeutungsloses Geschwätz.

Sympathisch wirken die halbpolitischen Worte *E. Ysayes* (Belgien), des meisterlichen Geigers. *R. Szymanowski* (Polen) und *V. Andreae* (Schweiz) stellen als einzige das Mozartsche Musikgenie über dasjenige Beethovens, *E. Deut* (London), Präsident der „Internationalen Musikgesellschaft", verkündet in dieser Eigenschaft, daß „Beethoven der Musikgeschichte angehöre". — Deut, dessen bekanntes Mozartbuch trotz einiger guter Bemerkungen den Stempel insularer Einstellung trägt, propagiert naturgemäß nur lebende, insbesondere englische Komponisten. *Pure Rangström* (Schweden) klagt, daß seine Landsleute zwar Beethoven lieben, dafür aber die eigenen jungen Talente hungern und frieren lassen ...

Die besten Beethoven-Aufsätze schrieben H. Simon (Frankfurter Zeitung) und Philipp Jarnach (Magdeburger Zeitung). Simon nennt Beethovens übermächtigen Drang, Eigenempfundenes darzustellen, „Naturalismus des Gefühls". Das sprichwörtlich gewordene „Ringen" erklärt er daraus, daß Beethovens bürgerlicher Ordnungssinn den Kampf zwischen persönlichem Erleben und dessen Gestaltung stark erschwerte. Im Vergleich zu dem Umfang des Oeuvre sieht Simon diese „letzte Ueberwindung der Form" nur selten vollkommen gelungen. Jarnach betont klug, daß allzugründliche Beschäftigung mit dem menschlichen Schicksal des Komponisten ebenso wie seine irreführenden Mottos und Aussprüche das Publikum verleitet haben, gewisse Werke zu popularisieren und — fälschlicherweise — Beethoven zum Programm-Musiker auszurufen. In der „Vollendung seines persönlichen Stiles" (reifere und letzte Periode) erkennt Jarnach „äußerste Durchbildung der Form als Ausdrucks-synthese", die auch heute noch dem musikalischen Schaffen weite Möglichkeiten eröffnet. Nicht unerwähnt bleibe hier ein bereits 1920 geschriebenes, bedeutsames Essay Busonis: „Was gab uns Beethoven?" (Hesse-Verlag, „Von der Einheit der Musik").

„Muß es sein? Es muß sein." — „Non per portas, per muros", „So pocht das Schicksal an die Pforte", solche zum Schlagwort des Durchschnittsdeutschen avancierten Aussprüche verschuldeten den Irrtum, Beethovensche Musik programmatisch auszuschlachten. Auch die politische Etikette des Revolutionärs um jeden Preis ist falsch! Dieser lauterste Sohn der französischen Revolution, dessen ungestümes Herz (Fraternité), reine Gesinnung (Egalité) und leidenschaftlicher Drang nach Erlösung von allem Uebel (Liberté) sich nie verleugneten, rebellierte gegen sein Schicksal, das ihn zu grausamer Isoliertheit zwang. Der chronische Trotz des Ertaubenden und später Gehörlosen versteifte seine Ethik. Beethovens Lebensauffassung, seine Einstellung zur Leistung des Genies waren vorwiegend ethisch, sein Verantwortungsbewußtsein überscharf. Das erhellt z. B. aus einer persönlichen Aeußerung, als gelegentlich von erotischen Bindungen die Rede war: „Wenn ich hätte meine Lebenskraft mit dem Leben so hingeben wollen, was wäre für das Edle, Bessere geblieben?" Dies ethische Gefühl bedingte seine scheinbar demokratische Gesinnung (die heutzutage, je nach Parteibedürfnis, zur radikalistischen erweitert wird).

Merkwürdig nur, daß dieser Demokrat es schroff ablehnte, der Plebs zugerechnet zu werden, daß er die „höheren Menschen" (Aristokraten) im Ver-

kehr bevorzugte und daß er so untertänig bitten konnte, wenn geschäftliche Interessen im Spiel waren. Dies dokumentiert sehr interessant folgender Brief, an den König von Neapel 1823 gerichtet:

Vienne, 7. 4. 1823.

Votre Majesté

Le soussigné vient de finir une œuvre qu'il croit *la plus accomplie de ses productions*. C'est une messe solonnelle à 4 voix, avec des Chœurs et à grand orchestre; elle se prête de même à être exécutée en Oratoire. Animé du désir de présenter avec le plus profond respect à Votre Majesté un exemplaire de cette Messe en partition, le Compositeur la supplie de vouloir bien lui en accorder la permission.

La copie de la partition entraînant des dépenses considérables, le soussigné prend la liberté de faire observer à votre Majesté qu'il a porté l'honoraire de son œuvre à cinquante ducats. S'il pouvait se flatter de l'honneur distingué d'avoir votre Majesté au nombre de ses très hauts prénumérants il en augureroit le plus beau succès et pour sa gloire et pour son interêt.

Que votre Majesté daigne accepter l'hommage sincère du plus respectueux

de ses serviteurs

L. v. B.

Aehnliche Schreiben gingen an die Herrscher von Rußland, Preußen, England, Frankreich, Schweden, Dänemark.

Résumé: Opposition Heutiger war unausbleiblich. Logische Konsequenz einer Verhimmelung in Bausch und Bogen, die seit etwa 50 Jahren *jede* Komposition Beethovens als Genietat proklamierte und uns mit diesen Produkten falscher Pietät, abgestempelter Tradition überfütterte.

Der zweite Akt „Fidelio", die letzten Quartette, die letzten Klavier-Sonaten (vor allem op. 111 und die grandiose „Hammerklaviersonate" op. 106), der *gereifte Beethoven* also mit seinen noch unausgeschöpften Möglichkeiten gehört unserer Zeit.

Aufrechte und Unbestechliche aller Musiksphären vereinigt euch, um das wahre Wesen Beethovens zu enthüllen!

Dieses Wesen, das zwar für die heiß umworbene Freude stets nur dasselbe aufflatternde Motiv kannte, dessen Gefühlsbezirke sonst jedoch unnachmeßbar weit und tief reichen, das tönende Empfindung in scheinbar freie Improvisation zu bannen wußte und Gültigkeit behalten wird, solange Musik erklingt.

*

Soeben erscheint im Verlage Breitkopf & Härtel ein kürzlich aufgefundenes Manuskript Beethovens, enthaltend vierundzwanzig von ihm für Singstimme, Violine, Cello und Klavier bearbeitete Volkslieder zwölf verschiedener Nationen. Da dreiundzwanzig dieser Lieder gänzlich unbekannt sind, dürfte die „Novität" Musiker und Dilettanten interessieren.

Wanderszene

Es geht ein Mann mit raschem Schritt,
Nun freilich geht sein Schatten mit.
Er geht durch Dickicht, Feld und Korn
Und all sein Streben ist nach vorn.
Ein Strom will hemmen seinen Mut,
Er stürzt hinein und teilt die Flut;
Am andern Ufer steigt er auf,
Setzt fort den unbezwungnen Lauf.
Nun an der Klippe angelangt,
Holt weit er aus, daß jedem bangt;
Ein Sprung — und sicher, unverletzt,
Hat er den Abgrund übersetzt.
Was andern schwer, ist ihm ein Spiel,
Als Sieger steht er schon am Ziel;
Nur hat er keinen Weg gebahnt.
Der Mann mich an Beethoven mahnt.

Franz Grillparzer
(Aus dem Almanach der Wiener Philharmoniker)

Beethovens Gesichtsmaske aus dem Jahre 1814.
Nach einem alten Abguß im Beethovenhaus, Bonn.

RUDOLF BELLING

Von

CARL EINSTEIN

Die Zeichen der Pfründner der Seele: man gibt eine banale Form und behauptet, sie drücke ein seelisch Ungewöhnliches aus. Entweder entspricht das Fabrikat eben nicht der ungemeinen Absicht oder man versucht eine schwache Formkiste durch nicht realisierte Dinge zu rechtfertigen. Sagen wir es offen: die Deutschen verstanden es einmal das seelisch Ungeheuerste in formaler Erfindung restlos auszusprechen; man halte sich an die geglückten Lösungen und propagiere nicht pathetische Gemeinplätze, kosmische Fettaugen. Zuerst sehen, bitte!

Flechtheim zeigte vorigen Sommer den plastischen Nachlaß von Degas. Dies war Ereignis; die Bildhauer bewunderten das wütend genialische Modelé des erblindeten Zeichners. Degas gab etwa Tastzeichnungen von einzig-bewegter Empfindsamkeit; malerisch durchmodelliert. Die Bewegungsphantasie entzückte; die impressionistische Epidermis dieser Broncen übertrifft an Gefühl Rodin. Zwischen meisterhafter Zeichnung schweben Tupfen und Höhen des Modelés; durchaus malerische Oberfläche. Degas gibt ein wundervolles wie gefährliches Beispiel, wie die Bildhauerei des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluß der voraneilenden Maler stand.

Plastik ist biologisch wichtig, da sie Mittel gewährt, unsere Tast- und dreidimensionalen Erfahrungen zu ordnen und zu bestimmen. Man nutzt als plastisches Grundphänomen den menschlichen Körper, dies Werkzeug aller kubischen Erfahrung. So wurde der Mensch Leitmotiv der Skulptur. Man kann geradezu sagen, daß der Bildhauer das vital stärkste Bewußtsein menschlichen Daseins besitzen muß. Jede Abänderung der kubischen Vorstellungen wird hier als unmittelbare Gefährdung empfunden; so scheint Skulptur konservativer, traditioneller betrieben zu werden.

Belling — er beunruhigte zunächst. Dort begann einer mit tektonischen Form- oder Schwingungsvorstellungen. Man fühlt eine Form, die Licht und Luft kreuzt, musikalisch schwingt. Solche Formgefühle rücken von menschlicher Figur weg. Zunächst gibt man das kontrapunktische Spiel mit dem Kubischen.

Der Dreiklang: plastische Formen durchklingen ein luftiges Rund. Die Masse formt Luft mit, das Leere wird als Gegensatz mit eingeschlossen; etwa wie Architektur einen Platz, eine Treppe, die leere Halle mit gestaltet. Man gibt nicht nur Masse, sondern gleichzeitig auch das Leere, und beides wird unter die Gesamtvorstellung Gestalt, Form subsummiert. Belling verläßt das malerische Modelé, womit eine zeichnerische Kontur, eine Reliefansicht aufgefüllt wird. Er erfindet freie dreidimensionale Formen und glaubt nicht, daß ein Ding plastisch sei, wenn hinter einem Kontur Masse sitze. Geformte Luft und Luftmassen durchdringen die Materialform, sprengen sie in wendige Bewegung; er steigert und mehrt die Kontrastwirkungen, indem er die Masse öffnet und somit dreidimensionale Bewegung erzwingt. Etwa der Dreiklang ist polyphon, man fängt die feinflüchtige Kraft der Luft ein, die

nun gestaltet mitklingt; Luft- und Massenform musizieren fugenhaft ineinander.

In den Brunnen wird noch das plätschernde, strahlende Steigen und Fallen des Wassers einbezogen. Belling versteht es, diese feinen Elemente, fast schon zerrinnend, zu kubischer Form zu überreden; das Wasser teilt sich in Säulen, die zu sprühenden Wasserkapitelen sich entfalten. Fast gewaltlos hält ein dünner Draht eine Luftmasse, die durch das Gegenspiel der Materialform sich zur atmosphärischen Schale rundet. Dann dies Durchbrechen der Formen, dies Oeffnen der Masse, läßt sie durchaus kubisch wirken — das Spiel rein plastischer Gegensätze ermüdet nicht. Man darf Belling vielleicht einen polyphonen Plastiker nennen.

Eines wollen wir noch sagen: diese kubischen Gegensätze gleiten in schöner Eleganz — dank einer selten durchgearbeiteten Oberfläche. Die Zeichnungsplastiker leben vom malerischen Modelé. Belling glättet seine Flächen, so daß die geringste plastische Senkung oder Hebung, dies kubische Atmen sehr wirksam ist; man beherrscht die zarten Stufungen, Crescendo und Diminuendo des plastischen Klangs. Denn etwas steckt in diesen Skulpturen, ein manuelles Handwerk, wie es heute kein Bildhauer in Deutschland besitzt. Belling darf Erhebliches wagen, weil er es eben handwerksmäßig verwirklichen kann.

Belling fühlt tektonisch, er gestaltet das Leere mit, ähnlich dem Architekten. Er begann mit kubischen Formvorstellungen, die bisweilen kaum in vertraute Gestaltmotive mündeten. Belling liebt es heute, seine Formphantasie sorgsam zu konkretisieren. Ein überraschendes Beispiel gibt das Bildnis Haertel im Buchdruckerhaus. Ein Porträt war die Aufgabe. Bellings Formen sind so elastisch geworden, dieser Bildhauer individualisierte dermaßen sein Formrepertoire, daß er durchaus tektonische Formen zu einzigartiger Individualität verbinden kann. Freie Form und höchste Gegenständlichkeit sind in diesem Porträt kongruent. Belling fühlt, daß Formen letzten Endes Gegenstände beherrschen und bilden wollen.

Sagen wir es deutlich: mit dieser Leistung hat sich Belling als der berufene deutsche Monumentalplastiker erwiesen.

DAS PROBLEM DER GENERATION*)

VORWORT

zu einer von der Galerie Fleichtheim vorbereiteten Ausstellung

Die Künstler, deren Werke ich jetzt hier, wo ich endlich in Berlin festen Fuß gefaßt habe, gemeinsam zeige, sind zum größten Teil Jugendfreunde. Ich habe ihren Sturm und Drang miterlebt.

Ich bin einer der ersten gewesen, der Picassos, Braques und Derains Werke nach Deutschland gebracht hat, habe als erster mich für die Bilder der

*) Wilhelm Pinder „Das Problem der Generation" (Frankfurter Verlagsanstalt, 1926).

Ausstellung Tikotin

Hokusai, Die Menschenfresserin Warai Hannya. Holzschnitt

Ausstellung „Neue Sachlichkeit" bei Neumann-Nierendorf

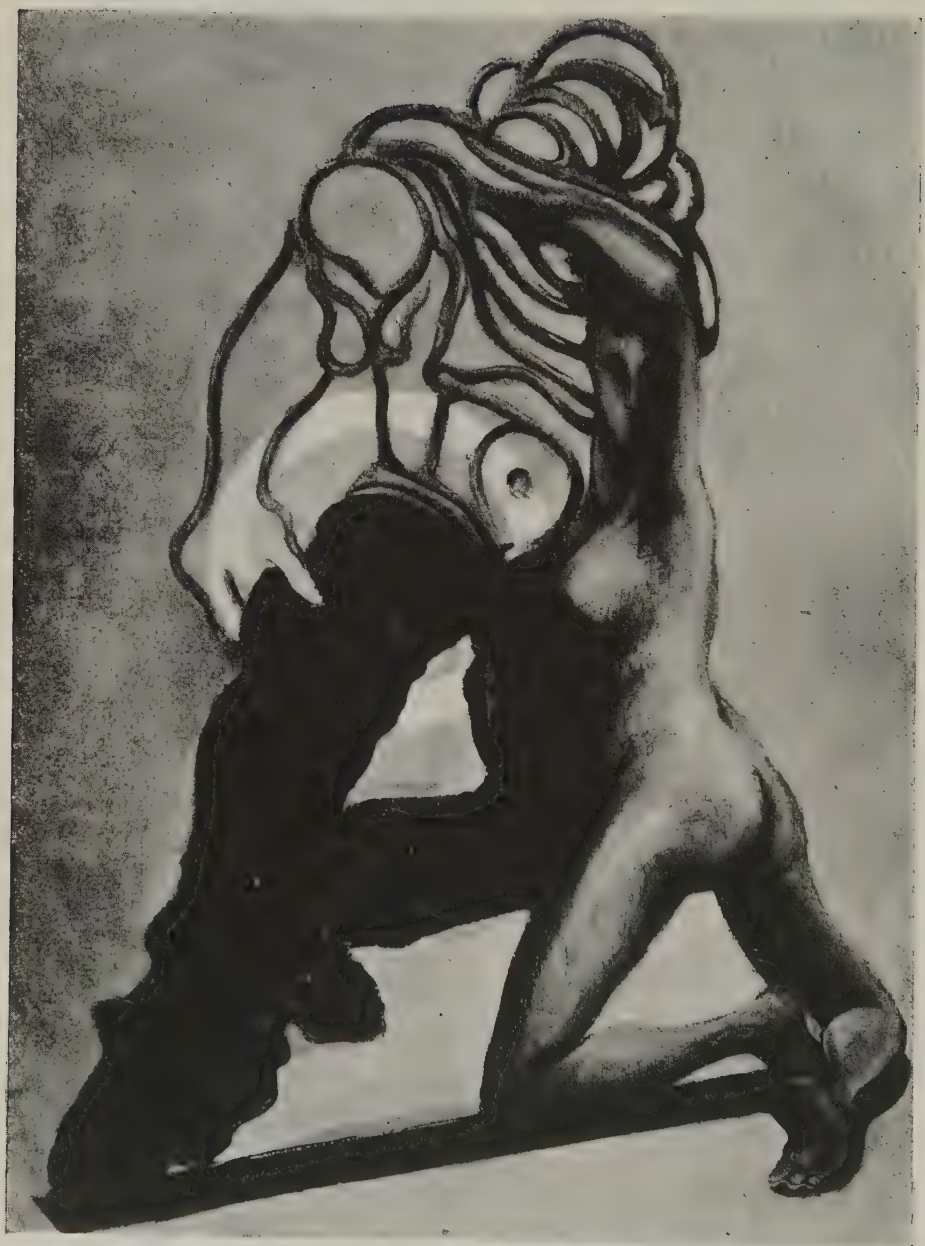
G. Schrimpf, Stilleben mit Katze

Photo Jan Malarski

Streikdebatte der Fabrikarbeiter in Zeromskis „Rose“, inszeniert von Leon Schiller in Warschau

Photo Rembrandt, Berlin

Jkkaisai Yoshitoshi, Naoyuki vertreibt das Dachgespenst aus dem Palast des Fukushima
Ausstellung „Japanische Gespenster“ bei Tikotin, Berlin



Ausstellung der Galerie van Leer, Paris

Max Ernst, La Carmagnole de l'amour

deutschen Maler, die im „Café du Dôme" saßen, interessiert, habe den „Sonderbund" mit ins Leben gerufen und auf der Sonderbundausstellung 1912 die „Blauen Reiter", Kokoschka und die „Brücke" in den Sattel heben helfen, für die Herwarth Walden die Propaganda in seinem „Sturm" begonnen hatte.

Natürlich gibt es in Frankreich ebenso gut wie in Deutschland oder sonstwo noch viele Künstler, die zu dieser Generation der um 1880 Geborenen gehören. Ich kann nicht alle ausstellen und hoffe mit dieser Ausstellung die wichtigsten zu zeigen. Ich habe mich stets bemüht, aus dem Auslande nur solche Werke einzuführen, deren Qualität in Deutschland zu sehen eine Notwendigkeit ist. Ebensowenig wie Paul Cassirer Bilder von Guillemin, und ungern Gauguin importierte, importierte ich das, was zum Beispiel in Paris für Frankreich interessant, aber für Deutschland unwesentlich ist.

Man lese Wilhelm Pinders Buch. Es ist merkwürdig, daß alle paar Jahrzehnte die Jahre kommen, in denen eine Reihe von Meistern, welche für ihre Zeit maßgebend sind, geboren werden: Dürer (1471), Cranach (1472), Burgkmair (1473), Fra Bartolommeo (1471), Michelangelo (1475), Sodoma (1477), Giorgione (1478), Solari, Luini, Bugiardini (1475) — Pieter de Hooch (1629), Metsu (1629/30), Vermeer van Delft (1632), Nicolaes Maes (1632), Frans van Mieris (1635), Netscher (1639).

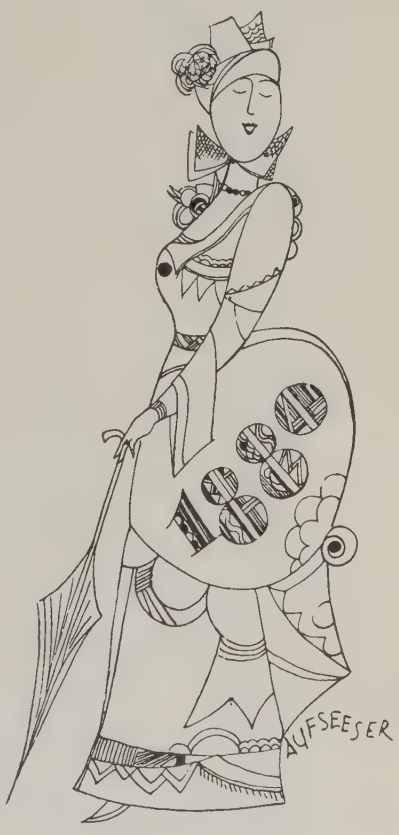
Nicht mehr vertreten sind in meiner Ausstellung diejenigen Meister, die in meine Generation hinüberleiten, wie Maillol (1861), Munch (1863) und Matisse (1869).

Auch den Ausklang der Generation der um 1880 Geborenen habe ich nicht mit ausgestellt, obwohl er die Welt interessiert, Chagall (1890) und George Grosz (1893).

Auch sind eigentlich zwei Frauen der Ausstellung für sie zu jung: Marie Laurencin und Renée Sintenis. Aber Damen sind zeitlos. *A. F.*

*

Vertreten werden u. a. sein: Beckmann (1884), Belling (1886), Boccioni † (1880), Braque (1881), Derain (1881), de Fiori (1883), Gris (1887), Heckel (1883), Hofer (1878), Kirchner (1880), Klee (1879), Kokoschka (1886), Kolbe (1877), Laurencin, Léger (1881), Lehmbruck † (1881), Levy (1875), Macke † (1887), Marc † (1880), Modersohn † (1876), Modigliani † (1884), Nauen (1880), Pascin (1886), Picasso (1881), Schmidt-Rottluf (1884), Sintenis, Utrillo (1883), de Vlaminck (1876), Weiß (1875).



E. Aufseeser

BÜCHER-QUERSCHNITT

HANS GEISOW, Deutscher Sportgeist. Dieck & Co., Sportverlag, Stuttgart, 1925.

Das Buch sucht sportliche Gemeinschaftsgefühle und sportliche Auffassungen in weiteren Kreisen Deutschlands heimisch zu machen; es ist ein Loblied und Katechismus sportlicher Lebensauffassung schlechthin. So wird am Schluß „wahrer Sportgeist ein Stück Religion", als ob sich ein sinnvolles Universalisierungsbedürfnis nicht anders als durch eine solche etwas unergiebig-neutrale und gemäßigt-loyale Apotheose befriedigen ließe. — Der beigegebene Bilderanhang zeigt die wichtigsten Sportkategorien in gutgewählten Aufnahmen. *D.*

ALEX. BÜTTNER, Mein Motorrad und ich. Dieck & Co., Stuttgart, 1924.

Das mit viel bewußter Tempo-Begeisterung agil und munter geschriebene Buch ist sicherlich von starker werbender Wirkung auf den Nicht-Motorsportler; dem Anfänger bietet es eine Menge, namentlich technischer Anregungen; und auch der motor-cyclist von Fach wird es nicht ohne Gewinn und Genuß lesen. Für den Neuling dürfte namentlich die geradezu vorzügliche übersichtliche Tabellarisierung der Störungsursachen und Reparaturwege von Nutzen sein. Gute Photos, witzige Zeichnungen und Karikaturen, instruktive Filmstreifen und klare technische Schemata illustrieren das mit Vergnügen lesbare Werkchen. *D.*

GUSTAV SCHAEFER, Boxen als Leibesübung, Kampfsport und Selbstverteidigung. Gerhard Stalling, Oldenburg i. O., 1925.

Nach einer allgemeinen und einer historischen Einleitung wird in mehreren Kapiteln das Vortraining besprochen; darauf in knapper, aber erschöpfender Darstellung die eigentliche Boxkunst, wobei jeder Schlag durch geeignete Abbildungen anschaulich gemacht wird. Die Schlußkapitel enthalten das Wichtigste über Ring-Gepflogenheiten, Punktwertung, Material, Boxmassage; sowie die Wettkampfbestimmungen des Deutschen Reichsverbandes für Amateurboxen. *D.*

JOACHIM STERN, Maecenas. Dr. Joachim Stern Verlag, Berlin W 35.

Das umfassendste internationale Adreßbuch aller öffentlichen Sammlungen, Institute, Vereine, die sich mit dem Sammeln von Kunstwerken, Antiquitäten, Kuriositäten irgendwelcher Art befassen. Dazu kommen die Adressen aller Privatsammler der Welt. Im ganzen über fünfzigtausend Angaben. Ein überwältigendes Narrenregister des menschlichen Besitzspleens. Unentbehrlich für den Spleenigen und vor allem für alle die, die von diesem Spleen leben, indem sie ihn füttern. 50 000 Sammler = 50 000 Hörige ihres Aufhäufungstriebes! Welche Hölle von Neid und Geiz und Qualen! Welches Paradies von Schadenfreude, Besitzesstolz und streichelndem Glück! *A. B.*

HERMANN LINDEN, Die Alabasterkatze. Roetherverlag, Darmstadt.

Preziös geschliffene kleine Erzählungen mit großer Sprachkultur geschrieben, der aber Sachlichkeit und Temperament geopfert werden. Kürze ist nicht Tempo und bewußte Kargheit des Ausdruckes nicht treffsichere Klarheit. So werden diese oft phantastisch erdachten Noveletten zu sehr schönen, aber nicht bewegenden und nicht durch Leben bewegten Leistungen artistischer Fertigkeit. Viel packender sind die „Nippsachen" in demselben Band, kleine Skizzen, worunter die Porträts der Orska (auch heute noch, trotz Bergner, die bedeutendste deutsche Schauspielerin) und der zarten Lilian Gish am gelungensten. Aber immer wieder dieses Verlieben in einen bizarren Ausdruck, der das Bild verwischt oder überspitzt. *Dr.*

HANS MERSMANN, Musik der Gegenwart. Verlag Julius Bard, Berlin. Eine Zusammenfassung dreier Schlußkapitel aus der Kulturgeschichte der Musik. Die wesentlichen Kräfte der beiden Jahrzehnte romantischer Auflösung werden geschildert, über Strauß, Mahler und Reger wird Feines und Pointiertes gesagt. Nicht nur die inneren Bindungen: Strauß an das Theater, Mahler an den Konzertsaal, Reger an die Kirche, werden aufgedeckt, sondern auch wachsende Bedeutung der impressionistischen Harmonik, deren Farbwert im Einzelklang liegt und dessen Erscheinungsform (im Sinne Schopenhauers) die Oper zum modernen Ballett wandelt. Auch soziologische Bindungen werden entwicklungsgeschichtlich beleuchtet.

EMIL TRINKLER, Quer durch Afghanistan nach Indien. Kurt Vowinckel Verlag, Berlin.

Das erste Buch eines Europäers über Afghanistan, das heute als Pufferstaat zwischen Rußland und Indien wieder eine weltpolitisch wichtige Rolle spielt, wie schon zur Zeit Alexanders des Großen und Tamerlans, und bis 1919 Europäern verschlossen war. Der Geologe Trinkler ist ein sehr scharfer Beobachter, der in seinen Tagebuchblättern Zusammenhänge klar verfolgt und ein groß angelegtes Bild dieses zerklüfteten Berglandes gibt, mit seinen verschneiten Pässen und wilden Horden. Aber auch mit einer alten Kultur, weißen Marmorpalästen, Tempeln und Grabmälern. Das Buch ist, wie alle Reisebücher dieses Verlages, sehr schön ausgestattet mit zum Teil farbigen Bildern von eigenartigem Reiz.

Dr.

W. L. PUXLEY, Wanderungen im Queenslandbusch. Kurt Vowinckel Verlag, Berlin.

Australien ist der Erdteil, der uns am fremdesten ist, und Queensland? Wer weiß etwas von Queensland? Und doch gibt es hier Universitäten und Ford-Autos und Eisenbahnen. Daneben aber eine Natur, die in ihrer reinen Unberührtheit überwältigt. Der Naturforscher, der dieses Buch geschrieben hat, führt durch ein Märchenland, an das man oft kaum glauben will, wenn man nicht durch die herrlichen Bilder eines Besseren belehrt würde. Rührend sind die zahlreich angeführten Gedichte und Lieder der Kolonisatoren und Buschmänner, die freilich oft mit der von Puxley gegebenen Schilderung eines Paradieses nicht ganz einverstanden sind. Die Uebersetzung ist von Hildegard Kühn. *Dr.*

COMTESSE DE NOAILLES, Die Unschuldigen. Kurt Wolff, Verlag München.

Ein unerhörtes Ereignis ist dieses Buch. Letzte Leistung dreier Kulturen: französischen Daseins, einer Französin von Welt und des Uebersetzers ins Deutsche. Das Paradoxon einer verallgemeinernden Realistik, einer spezialisierenden Typisierung und gläubig fundierten Obduktion am Lebendigen ist hier bestätigt. Und alles durchscheinend, schemenhaft klar, schattenlos in einer beängstigend und doch herrlich verdünnten Luft, wo kein Klugsein, sondern nur adäquater Lebenstakt den Puls reguliert. *A. B.*

GISELA BERGER, Der alte Herr, Novellen. A. Hartlebens Verlag, Wien. Kleine Unwichtigkeiten, die aber hübsch erzählt sind. Leute mit schön klingenden programmatischen Novellennamen erleben ihre privaten Katastrophen und Vergnügungen. Manchmal geht es sogar recht eigentümlich her, aber die Ansätze zu Wichtigem verflachen immer wieder in dem Wunsch, schön zu erzählen.

Dr.

Mopp Heinrich Mann

HEINRICH MANN, Mutter Marie. Paul Zsolnay-Verlag.

Mit bewundernswert subtiler und beherrschter Wortkunst sind die Figuren dieses Romanes mit ihrem fast kolportagehaften Erleben zu lebendigen Menschen einer kolportagehaften Zeit geformt. Es sind einzig dastehende und unverwirrte Schilderungen von Existenzen, die nur in der Verwirrung des Heute existieren können; Heinrich Mann hat in diesem, seinem vollendetsten Werk, nicht nur einen spannenden Roman geschaffen, sondern ein menschliches Dokument, dessen Wert seine Epoche weit überleben wird. *Dr.*

„Berlin in der Tasche". Ullstein-Verlag.

52 prächtig kolorierte Kartenpläne in solider, schwarzgelber Rüstung. Farbenfrohes Bilderbuch von altmodischer Leuchtkraft, deutlichster Druck, Rat und Antwort für alle Fragen nach: Sportplätzen, Museen, Krankenhäusern, Postämtern, Konsulaten, Hochschulen, Theatern, Gerichten, Behörden, Verkehrsordnung usw. usw. Erstaunlich, wie viel „Grün" in Groß-Berlin existiert... *L Thurneiser.*

DR. HANS PEITLER und PROF. DR. HANS LEY, Kaspar Hauser. C. Brügel & Sohn, Ansbach.

Den Kaspar-Hauser-Forschern, Amateuren und Wissenschaftlern, wird unentbehrliches Material geboten. Alles, was je über das Kind Europas geschrieben wurde, ist hier in über 1000 bibliographischen Nachweisen registriert. Eine mühsame, aber verdienstliche Arbeit, die, über den Parteien stehend, mit zahlreichen Dokumenten und zum Teil bisher unbekannten Bildern vorzüglich ausgestattet ist. *Dr.*

AUS DEM PROPYLÄEN-VERLAG

Zwei jetzt viel gespielte Theaterstücke sind soeben im Propyläen-Verlag erschienen: *Walter Hasenclevers „Ein besserer Herr",* die Komödie zwischen dem raschen Geschäftsmann und dem ihm ebenbürtigen Gauner, der als Heiratsschwindler Dutzende von einsamen Seelen tröstet und schließlich die unsentimentale Tochter aus dem reichen Hause durch wirkliche Liebe gewinnt, und *„Toni"* von *Gina Kaus,* das Drama aus dem Leben halbwüchsiger Mädchen, die ihre sonst heimlichen Kämpfe um die ersten Regungen des Geschlechtes auf der Bühne ausfechten, das mutige, interessante Werk einer mutigen, interessanten und sehr begabten Frau.

Neben diesen Veröffentlichungen aus der dramatischen Produktion der Zeitgenossen hat der Verlag seine Arbeit an seinen großen Klassikerausgaben fortgesetzt: Vom Propyläen-Goethe erschien Band 36, der sich aus den dichterischen und wissenschaftlichen Werken, Briefen und Tagebüchern der Jahre 1823 und 1824 zusammensetzt. Die Serie *„Klassiker des Altertums"* ist um „die Philosophischen Schriften" des Lucius Annäus *Seneca* in zwei Bänden vermehrt worden, die Thassilo *v. Scheffer* nach einer alten Uebersetzung neu herausgegeben hat, mit größter Kenntnis, Liebe und Sorgfalt dem stoischen Weisen zugewandt, der, Redner, Staatsmann, Dichter, Naturforscher und Philosoph in einem, seine Ueberzeugung und Lehre mit einem Märtyrertode besiegelte.

Martin Schongauer, „Der Greif"
Katalog C. G. Boerner: Kupferstiche alter Meister

MARGINALIEN

Jean Cocteau's Poésie plastique

Von *Hans Heilmayer*

Beinahe überzeugt von der Zwecklosigkeit der künstlerischen Ueberproduktion in Paris schiebt man den müden Leib über die Schwelle des nächsten Kunsttempels und — landet bei der „Poésie plastique" des Dichters Jean Cocteau.

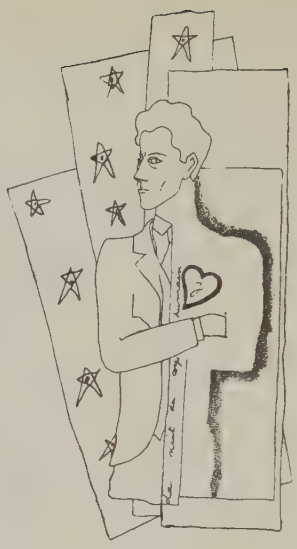
Es sind *Dinge,* die täglich, ja stündlich in Träumen und Gedanken vieler Menschen hausen und wuchern.

Dem Menschen unseres Zeitalters scheint das Schamgefühl Schweigen zu gebieten vor den Torsos der Museumsantike, die, von Aestheten bedrängt, archäologisch zerzupft, ihm entfremdet wurden. Jean Cocteau entlastet die Herzen. Er biegt aus Draht den „weinenden Cäsar vor der Statue des Alexander" zurecht, lotst den „geschichtlichen Vorgang" in ein Holzschächtelchen und erreicht, daß diese Miniatur höchst lebendiger Historie unsere Tränendrüsen reizt. Er beseelt den Körper der „Grèce chantant son chant de mort" mit ein paar Strichen der Kohle oder des Stifts und klebt ein Haupt darüber, aus dem Photo antiken Bildwerks geschnitten. Unnahbarkeit des Todes, friedvolle Auflösung in Musik ruht auf dem Antlitz, das schon nicht mehr Anteil hat an dem Lebenshauche, der den Leib noch erfüllt und die Saiten der Lyra leise bewegt.

Ich müßte von jenem Orpheus sprechen, der, bei Verwendung verschiedenen Materials (Zündhölzchen, Wachs, Haarnadeln), jeweils sein Wesen verwandelt; unendlicher Schmerz, einzig bekundet durch den Ausdruck erhobener Arme und faltig gebreiteter Toga, indes Eurydike schicksal-gebunden entschreitet! Auf der Suche nach einem unpathetischen Griechenland findet die Sehnsucht des Dichters Trost und Erfüllung im Spiel der Hände mit den Dingen des Werkeltags. Im toten Stoff geistern die Walpurgisnächte ...

J. C. schneidet aus grauer Pappe und weißem Papier imaginären Raum, durch den der „Windengel" schwebt, ein zeitloses Märchengeschöpf.

Noch eines Kopfes, mit Reisnägeln gesteckt auf papierenen Streifen und Litzenschnur, entsinne ich mich deutlich. — Nun sitze ich schon die halbe Nacht, verhext, eine Schachtel mit Reisnägeln vor mir auf dem Tisch, und denke an die „Tête aux punaises" des Jean Cocteau.



Jean Cocteau
Le mystère de Jean l'oiseleur

Hut ab, ein Genie!

Als der Zug Paris-Warschau in den Hauptbahnhof einlief, die schlanke Gestalt Thomas Manns im Fenster des Schlafwagens sich zeigte und die zahlreich erschienenen Vertreter der Kunst und Literatur, des Ministeriums des Aeußeren, der Wissenschaft und der Presse sich vor ihm verneigten, — fühlte man die Bedeutung dieses Besuches, — dieser Persönlichkeit.

Thomas Mann sollte der *Querschnitt* des polnischen Lebens, — der Kultur, des Milieus, — gezeigt werden, damit er sich selbst ein Bild machen könne, von der hier herrschenden Atmosphäre, selbst die verschiedenen Gesellschaftsschichten kennenlerne.

In erster Linie: offizielle Déjeuners, Diners und Routs des Pen-Klubs, — großer Empfang beim deutschen Geschäftsträger und Frau von Pannwitz, Diplomatie und Adel, — Literatur und Kunst.

Dann wurde Thomas Mann vom Grafen Branicki auf dessen Residenz, Schloß Willanów bei Warschau, eingeladen — einem der prachtvollsten Magnatensitze Polens. Es ist einstige Sommerresidenz König Johann Sobieskis, des Befreiers Wiens von den Türken. Das Schloß sowohl wie die großartige Parkanlage sind vollständig im Stil jener Zeit erhalten.

Ein zweiter Lunch in dem Stadtpalais des Fürsten Januß Radziwill, Vertreters eines der ältesten und mächtigsten polnischen Adelsgeschlechter, Gründer und Führer der heute ganz Polen umfassenden liberal-konservativen Partei.

Die Universität hat eine Feier zu seinen Ehren veranstaltet. Das Polnische Theater hat ihm die Inszenierung der „Geschichte einer Sünde" gezeigt. Der Leiter der führenden Bühne Polens, Dr. A. Szyfman, ihn dann im intimen Kreise von Künstlern begrüßt.

Der Vorstand des Pen-Klubs, Ferdinand Goetel, und der auch in Deutschland wohlbekannte Schriftsteller Professor Ossendowski haben ihm oft Gesellschaft geleistet und interessante Dinge über den nahen und fernen Osten erzählt.

Die literarische Jugend, — Lyrik und Prosa — hat ihn in dem alten Weinhaus, das vor 400 Jahren von den Augsburger Fuggers begründet und heute noch von ihren Nachkommen geführt wird, mit Laune, Humor und Wein bewirtet und mit alten Liedern ergötzt. Und es wurde in einer Rede E. T. A. Hoffmanns gedacht, der hier bei „Fukier" sich den Ungarwein oft schmecken ließ.

Der Verleger der Werke des geistigen Führers Polens, des unlängst verstorbenen Zeromski, hat Thomas Mann in seinem Verlag seine Prachtwerke gezeigt und ihm seine schönsten Luxusausgaben verehrt.

In allen Kreisen — überall — die gleiche Ehrfurcht vor dem Talent und vor dem Künstler, Begeisterung für den großen Kollegen und überströmende Herzlichkeit für den Menschen Thomas Mann.

Das war die Stimmung dieser Tage. Sie verliefen in absoluter Harmonie. Nicht ein Mißklang.

Mit welchen Gefühlen wohl Thomas Mann sich entschlossen haben mag, nach Polen zu kommen, und mit welchen Gefühlen er Warschau verließ, wird er vielleicht selbst einmal verraten.

„Der Empfang war überwältigend", — sagt er in einem seiner letzten Gespräche. „Fassen Sie es, hochverehrter Meister, als Symbol auf," — erwiderte ihm eine hochgestellte Persönlichkeit, „als Sie ankamen, war die Lage gespannt, heute, *wo Sie abreisen, trifft aus Genf die Nachricht ein, daß die Wolken sich verzogen haben, daß der Weg zur Verständigung geebnet ist.*"

A. v. Guttry.

Sehr interessante Versuche machte Frau **Toni Freeden-Belling** im Theater in der Lützowstraße. Das Beste daran war der Formen-Tanz, in dem Kegel, Kuben und Zylinder auf der Bühne durcheinander bewegt wurden. Das gab sehr merkwürdige Eindrücke und erfüllte den Wunsch, den man öfters dem Kubismus gegenüber hat, ihn bewegt und kubisch zu sehen. Leider folgte die Technik nicht ganz dem Willen. Man sollte darüber nachdenken, wie man diese Absicht technisch noch besser durchführen könnte. Sehr graziös, wenn auch nicht ganz in seinen Wirkungen ausgesucht, war das Lichtballett. Frau Toni Freeden-Belling hat aber das große Verdienst, endlich mit dem Kitsch, und zwar mit dem süß-erotischen wie dem expressionistischen, aufgeräumt zu haben.

H. v. W.

Paul Cassirer versteigert am 19. Mai eine Sammlung von deutschen und französischen Meistern des 19. und 20. Jahrhunderts aus altem Berliner und Breslauer Privatbesitz.

Die Sammlung enthält unter anderem bedeutende Werke von Cézanne, Corinth, Courbet, van Gogh, Leibl, Leistikow, Liebermann, Lier, Manet, Picasso, Pissarro, Raffaeli, Renoir, Rodin, Slevogt, Thoma, Trübner.

Paul Graupe versteigert:

23. bis 24. Mai. Auktion 73: Schloßbibliothek Burg Schlitz. Manuskripte, Inkunabeln, Holzschnittbücher, Topographien des 16. bis 19. Jahrhunderts.

Im Juni. Auktion 74: Bibliothek Max Köpcke, II. Teil. Französische und deutsche illustrierte Bücher des 18. bis 19. Jahrhunderts. Deutsche Literatur.

Goldene Hochzeit Herr und Frau Emil Flechtheim-Düsseldorf

Wie sehen sie aus, die Eltern unseres Alfred? — Das heißt also, eines Menschen, der ein Dutzend mal pro Tag seinen Salto mortale schlägt, dauernd herumwirbelt mit so schnellen Bewegungen, daß fast jedes Bild von ihm verzeichnet aussieht, mehrere Male pro Tag umfällt und ebenso plötzlich wieder steht, der oft von Launen und Stimmungen abhängig ist, daß man ihn zum Teufel wünscht und ebenso oft sich selbst zu opfern für andere bereit ist — über dessen Fehler man vor allem deshalb hinwegsieht, weil er eine heute höchst seltene Eigenschaft hat: superieur zu sein, d. h. da es kaum dafür ein deutsches Wort gibt: das Gegenteil von spießig, subaltern, banal, quelconque. Man könnte auch sagen rassig, wenn man damit nicht in falsche Komplexe hereingeriete, denn es wäre natürlich rassig-jüdisch, was nicht genau stimmt, denn ich habe ihm immer schon gesagt: er ist, trotzdem er garantiert aus Portugal stammt, zu einem hohen Prozentsatz ein Goj — sein Ulanentemperament, seine Verehrung für die alte preußische Armee, (die wir übrigens beide, wenn auch auf unsere Art lieben) und auch einiges andere mehr, (wenn auch nicht gerade seine Liebe zum Boxsport) beweisen das.

Aber die Bedeutung des kaleidoskopartigen Sohnes hält uns — und das ist echt Alfred Flechtheim — mal wieder von der Hauptsache ab, d. h. sogar von seinen Eltern und ihrer goldenen Hochzeit: wie sehen sie aus, diese Eltern, und wie sind sie? Wenn Alfred Flechtheim Wolfgang Goethe wäre, so wären seine Eltern Herr und Frau Rath. Und soweit sich Goethe und Flechtheim voneinander unterscheiden, so unterscheiden sich auch die entsprechenden Eltern, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Das heißt, Papa Flechtheim ist die Würde und die Gradheit der alten Zeit selber, er ist der Typ der guten alten Zeit, ebenso ernst in und außerhalb seines ausgedehnten Getreidegeschäfts, wie erfüllt von Bonhommie und Humor. Und während er sich den mannigfachen Aufgaben, die das Geschäft und das Leben für einen ebenso ernsten wie lebensfrohen und bis zum heutigen Tag geradezu erstaunlich rüstigen Menschen so mit sich bringt, widmet, bereitet ihm die Gattin das Haus, rollt Mazzeklöße und ist die vorbildliche Hausfrau in dem Haus in der Neanderstraße, einer schönen, fast ländlichen Gegend der berühmten Kunst- und Gartenstadt am Rhein.

Zweifellos hat der Sprößling, mit dem diese selten glückliche Ehe gesegnet ist, die Statur vom Vater, und auch des Lebens ernstes Führen (denn das tut

Der Heilige Martin. Oberschwäbisch um 1440
Auktion R. Lepke (Sammlung Benario)

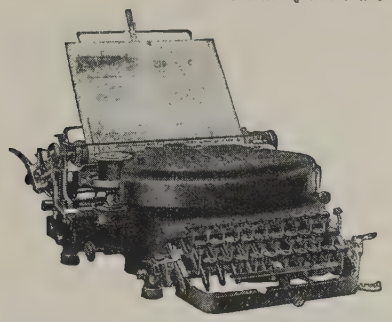
Photo Rep

Auguste Renoir, Der Kunsthändler Ambroise Vollard

Pierre Loti in ägyptischem Kostüm

Das mechanisierte Schreiben

Vom Handwerkszeug des Autors.



Noch vor kurzer Zeit galt ein mit der Schreibmaschine geschriebener Brief als unhöflich — und in älteren Romanen wird das Leben und Treiben in der Redaktion meist recht stimmungsvoll mit Untermalung der „schnell über die schneeweißen Papierbogen fliegenden Federn" geschildert. — Längst ist die Scheu vor dem „getippten" Privatbrief gewichen — und selbst Dichter von Rang bedienen sich der Schreibmaschine, wenn nicht selbst, so durch Hilfskräfte, die den handschriftlichen Text durch die Maschine übertragen. Lesbarkeit und mehrfache mühelose Kopiatur sind in erster Linie stärkster Ansporn zur Benutzung einer Schreibmaschine, — erhöhte Schnelligkeit nicht minder — und Rücksicht auf den Empfänger, besonders wenn es ein Setzer ist! Trotzdem heute die Schreibmaschine längst Gemeingut geworden ist, kennt ihre Geschichte nur ein kleiner Kreis.

Der Weg zur heutigen, in Vollendung sich zeigenden Schreibmaschine führt über die ersten schreibenden Maschinen durch ein Reich der Erfindungen. Um das Jahr 1713 tauchte zum ersten Male in einer englischen Patentschrift der Urahne der heutigen Schreibmaschine auf. In jener alten Schrift ist davon die Rede, daß ein Erfinder eine Maschine beschreibt, mittels deren Hilfe es möglich sein soll, „Buchstaben oder auch Wörter nacheinander solcher Art auf das Papier zu schreiben, daß sie klar und exakt werden und vom gedruckten Buchstaben nicht zu unterscheiden seien". Die damalige Zeit vermochte aber den Gedanken an eine schreibende Maschine noch nicht zu erfassen, und erst über hundert Jahre später wirkte sich der Gedanke zur Tat aus.

Die für die Entwicklung der Schreibmaschine mit wertvollste Konstruktion war die von Guiseppe Ravizza aus Novarra, der schon von 1837 ab an seinen Modellen ganz moderne Einrichtungen, wie Schreibwalze, Umschaltung, Farbband über Rollen laufend, Wagenrückzug und vor allem Anordnung der Tasten nach deren Gebrauchsfähigkeit anwandte. Angeblich kannte

dieser Konstrukteur weder die in Amerika zu gleicher Zeit auftauchenden Konstruktionen, noch wußten deren Erbauer, Glidden, Lathan, Sholes und Soule etwas von dem Italiener. Da aber die Amerikaner 1867 erst ihr Patent einreichten, also rund 12 Jahre nach Ravizza, scheint immerhin dessen Priorität einwandfrei festgestellt.

Das Jahr 1899 brachte die erste vollwertige deutsche Schreibmaschine: die in der Fahrrad-Fabrikation führenden Adlerwerke vorm. Heinrich Kleyer A. G., Frankfurt a. M., griffen eine der wesentlichsten Verbesserungen, das Stoßstangensystem, auf und begründeten mit ihrer Adlerschreibmaschine die deutsche Schreibmaschinenindustrie, die bald Weltruf erlangte und den Amerikanern überall erfolgreiche Konkurrenz machen konnte. Die Adlerwerke, die heute mit über 300 000 Schreibmaschinen die dominierendste Position der deutschen Schreibmaschinenfabrikation einnehmen, haben alle ihre Modelle zu höchster Vollendung entwickelt. Die hervorragendsten Eigenschaften der Adler-Konstruktion liegen in der Art des Anschlagmechanismus, der bei denkbarster Einfachheit absolute Zeilengeradheit, größte Dauerhaftigkeit und unübertroffene Durchschlagskraft aufweist. Durch die von den Adlerwerken erworbenen hochwertigen Patente blieben ihnen allein die ingeniöse Konstruktion und all ihre Vorteile gesichert.

Die Adlermaschine, die infolge eben dieser patentierten Konstruktion eine Klasse für sich darstellt, wird als Büromaschine mit einfacher und doppelter Umschaltung gebaut. Zu erwähnen sind Billing-(Buchungs-)Maschinen, Zweischriftenmaschinen, mathematische Maschinen, Maschinen mit auswechselbaren Schriftsätzen, mit Dezimaltabulator, extra breiten Wagen etc. Selbstverständlich werden die Adlermaschinen für nahezu alle Sprachen gebaut.

Eine besonders beliebte Ausführung ist heute wegen ihres geringen Gewichts und außerordentlich vorteilhaften Preises die Klein-Adler Privat- und Reise-Schreibmaschine, die ganz besonders dem geistigen Arbeiter, dem Schriftsteller und Redakteur in erster Linie, unschätzbare Dienste erweist. Die Klein-Adler Schreibmaschine ist eine restlos vollwertige Maschine mit allen Vorzügen der weltbekannten großen Adler-Schreibmaschinen. Ihre Durchschlagskraft ermöglicht die Herstellung einwandfrei klarlesbarer Manuskript-Durchschläge auch in sehr hoher Zahl. Sie ist leicht, sehr handlich, dabei äußerst stabil und ungemein widerstandsfähig selbst gegenüber der härtesten Beanspruchung. Die „Klein-Adler", jetzt im Preise herabgesetzt und ganz besonders günstig gestellt, ist die Schreibmaschine des Autors, — des geistigen Arbeiters überhaupt.

H. Sch.

er trotz allem), ob er das Fabulieren einseitig von der Mutter hat, ist nicht ohne weiteres festzustellen. Natur wiederholt sich Gott sei Dank nicht.

Den ausgezeichneten Eltern, die der Welt diesen Sohn geschenkt haben, gratulieren wir nicht nur dazu, sondern besonders auch, daß sie seine Entwicklung in vorbildlicher Frische erleben, d. h. zu ihrer goldenen Hochzeit.

H. v. Wedderkop

*

Herr und Frau Flechtheim feiern im Mai ihre goldene Hochzeit. Sie haben ihre Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken ihrer vieillesse verte freuen.

Anti-Kuß-Liga. Die neue Sachlichkeit in der Liebe hat sicher schon viel Gutes bewirkt. Nun geht man endlich auch daran, die alte Unsitte des Küssens abzuschaffen. Zu diesem Zweck hat sich in Paris, unter der Führung von Gelehrten, eine „Anti-Kuß-Liga" gebildet. Professoren der Sorbonne lieferten die Argumente für die Prospekte, bei deren Lektüre auch dem sanftesten Liebhaber der Appetit auf einen Kuß vergeht, der endlich als eine der größten Geißeln der Menschheit entlarvt wird. Er mag noch so hingehaucht und kurz sein, er genügt doch, um von den Lippen der einen Partei nicht weniger als 220 000 Bakterien auf die Lippen des schwelgenden Partners oder der hingebungsvollen Partnerin zu übertragen. Auch in Amerika hat man die Gefahr erkannt: Die statistischen Erhebungen des Chikagoer Gesundheitsamtes haben auf wissenschaftlicher Basis festgestellt, daß Unmengen von Babys von ihren Müttern totgeküßt werden, und zwar nicht durch Ueberschwang der Gefühle, sondern auf demselben Weg durch Uebertragung von Bakterien. Der Gesundheitskommissar von New York konstatiert, daß es kaum einen idealeren Brutherd für diese lieben, unsichtbaren Lebewesen gibt, als geschminkte Lippen, ohne die eine Frau heute doch nun einmal undenkbar ist. Gerade das schönste, leuchtendste Rouge befördert eine tägliche millionenfache Vermehrung. Auch die amerikanischen Dentisten, bekanntlich die radikalsten der Welt, haben sich der Sache angenommen. Nicht ganz einwandfreie Zähne werden nicht mehr plombiert, sondern prinzipiell durch kunstvolle Imitationen ersetzt. Sie haben zwar nicht die Parole gegen den Kuß lanciert, sondern schwören auf ihre These: „Alle Krankheiten kommen von den Zähnen", die immerhin weniger brutal ist als der Pariser Schlachtruf und auch wissenschaftlich länger diskutiert wird. Schon vor 75 Jahren haben Justus von Liebig und auch Wilhelm von Humboldt den ihnen bekannten Chemiker Adolf Heinrich August Bergmann, dessen kosmetische Fabrik in Waldheim in Sachsen noch heute besteht, zu seiner Erfindung der Zahnpasta „Rosodont" angeregt. Bergmanns Forschungsergebnisse wurden dann später durch Pasteur bestätigt und sind noch heute gültig. Wenn man überlegt, welches Unheil zum Beispiel ein Reimannball ohne diese Erfindung anrichten würde, kann man sich nur aufatmend darüber freuen, daß man im Zeitalter der Hygiene und Sachlichkeit leben darf. 1 Kuß = 220 000 Bakterien? Ist er das wirklich wert? In einem Zeitalter, das keinen Platz für Sentimentalitäten und ähnlichen Plunder hat, sicher nicht!

M. Qu.

Erdbeercreme. Die beste Erdbeercreme ist die einfachste. Man rührt ein Pfund Wald- oder Gartenerdbeeren durch ein Sieb, vermischt sie mit Schlagsahne und Puderzucker mit Vanillegeschmack, füllt die Masse in Gläser und stellt sie kalt. Garniert das Ganze mit Makronen und Erdbeeren und bespritzt es mit Schlagsahne. Selbstverständlich kann es auch in einer Kristallschale oder Eisschüssel gereicht werden.

Maria Theresia

Die Substanz. „Hiermit bitte ich um ein Darlehen von 300.— M., da die Entbindung meiner Frau meine Substanz in Anspruch genommen hat." (Aus einem Schreiben an eine Darlehenskasse. Eingesandt von Erna B.)

Der Kunstverein Hannover E. V. hat auf seiner 95. Großen Kunstausstellung den **2000-Mark-Preis** einem **Hoferbild** zugesprochen. Das prämierte Werk geht in den Besitz des Kunstvereins über.

L'église Saint-Louis d'Antin possède une clientèle particulière, s'il est possible de parler ainsi, celle des voleuses des grands magasins proches.

En effet, maintes femmes qui viennent de dérober certains objets aux Galeries Lafayette ou au Printemps et qui n'ont pas été arrêtées arrivent à Saint-Louis d'Antin el là, dans l'ombre, pieusement inclinées, elles enlèvent sur les objets volés les étiquettes compromettantes. Et tous les matins le balayeur de l'église trouve sur le sol, de multiples étiquettes arrachées aux coupons de soieries, aux fourrures et aux dentelles. *Paris-Midi*

Zu Haustrinkkuren

STAATL. FACHINGEN
Natürliches Mineralwasser

Dieser in rein natürlichem Zustande abgefüllte Mineralbrunnen ist ein anerkanntes

Heilwasser

von größter Bedeutung

und findet erfolgr. Anwendung bei

Gicht, Rheumatismus, Zucker-, Nieren-, Blasen-, Harnleiden (Harnsäure), Arterienverkalkung, Magenleiden, Frauenleiden usw.

Man befrage den Hausarzt!

Dieser Naturbrunnen von größtem Wohlgeschmack, dessen Heilkraft von Tausenden aller Stände u. Berufe unzählige Male erprobt wurde, ist infolge seiner günstigen Zusammensetzung auch ein altbewährtes Vorbeugungsmittel gegen Festsetzung schädl. Bestandteile im Organismus.

Fachingen erhält Körper und Geist frisch und gesund.

Brunnenschriften sowie ärztliche Anerkennungen werden auf Wunsch jederzeit unentgeltlich versandt durch das Fachinger Zentralbüro, Berlin W 66, Wilhelmstraße 55.

Erhältlich ist das Heilwasser in Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Drogerien usw.

Fachingen verlängert das Leben!

Mode de Paris

I. Französischer Modesalon am Pariser Platz

Baron de X . . . . ., Finanzier der Berliner Filiale, schildert dem Lokalreporter des „Querschnitt" die Erfahrungen der ersten Tage seiner Mode-Expedition nach Berlin und Pläne des Salons.

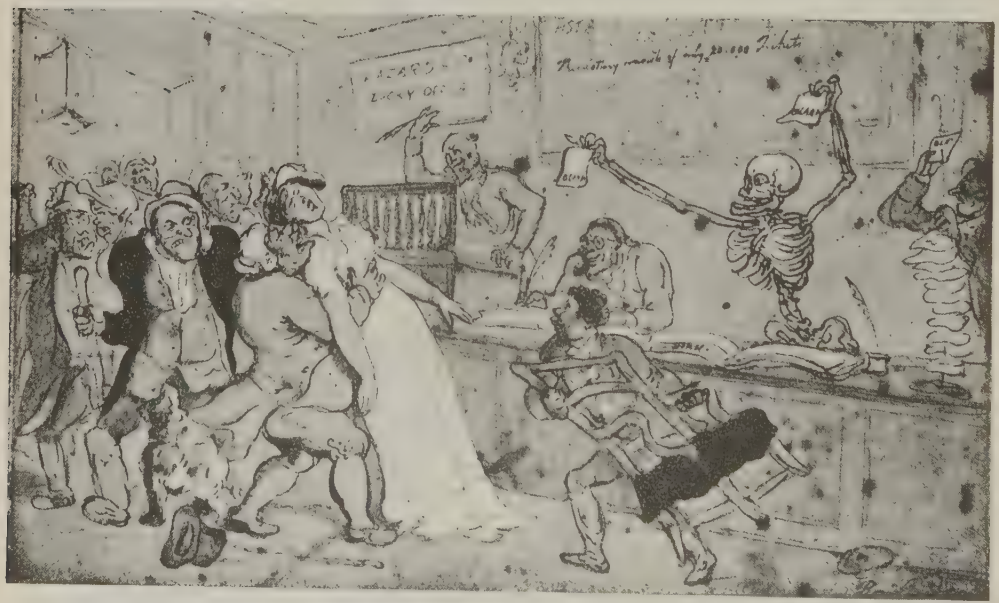
Unser Pariser Haus in der rue St. Honorée haben die Duchesse de . . . und die Princesse de . . . kommanditiert. Für die Berliner Filiale sind noch zwei Finanziers hinzugekommen: einer meiner Freunde und ich; also zwei junge Damen und zwei junge Herren der Gesellschaft als Unternehmer. Die Geschäftsräume, wahrscheinlich im Palais Radziwill am Pariser Platz wird Jansen aus Paris ausstatten, als wirkliche Salons, mit Täfelungen und Schnitzereien aus edlen Hölzern und nach den kultiviertesten französischen Modellen. Es werden charmante Räume sein, der Modeschöpfungen würdig, die wir zeigen wollen. In dieser Berliner Filiale leiten die Fürstin Obolensky und die Gräfin Marhotzky den Verkauf. Das Debut der beiden Damen bei unseren ersten Vorführungen mit den Tänzerinnen der Schwarz-Revue als Mannequins, hier im Adlon, war ein eklatanter Erfolg. Wir hatten das Vergnügen, fast alles, was zur Berliner Gesellschaft gehört, begrüßen zu können und haben sogar, noch nicht einmal installiert, täglich verkauft. Die Erfahrungen dieser ersten Tage waren äußerst wichtig, zum Teil für uns geradezu verblüffend. In Paris kauft die Frau, in Berlin der Mann. Wir sind aus Paris gewohnt, daß die Dame allein und ohne viel zu fragen *das* kauft, was ihr gefällt und soviel ihr gefällt. In Berlin kann man eigentlich nur am Sonntag verkaufen, wenn die Männer mitkommen, denen hier das letzte Wort zusteht. Die Berliner Dame scheint ja in ihren Ansprüchen sehr bescheiden zu sein; zwei, höchstens drei Abendkleider für die Saison genügen ihr, dazu noch das, was sie für den Tag äußerst braucht. Und alle sehen auf die Qualität des Stoffes, als ob Kleider eine wertbeständige Anlage wären. In Paris ist nur das Aussehen maßgebend, die Wirkung als Kunstwerk. Die *Schöpfung* wird bezahlt und kein Mensch fragt danach, ob das Kleid aus kostbarem Material gearbeitet ist. Und wenn es aus Seidenpapier ist, das wichtigste ist die Schönheit. Eine große Toilette für 15 000 Franken ist keine Seltenheit, ein Preis, bei dem der Wert des Materials eine bagatellmäßige Rolle spielt. Hier in Berlin sind 400 Mark, also der sechste Teil des Preises, den die Pariserin anlegt, schon eine sehr hohe Ausgabe, die den Konsens des Mannes erfordert. Ganz starr war aber unser Chef-Schneider, als ihm eine Dame der Berliner Haute-Finance erzählte, daß sie sich alle Kleider selbst mache. Sie habe zwar das Schneidern nie gelernt, aber es gehe trotzdem ganz gut. Monsieur Gustave hat sich bis heute von diesem heftigen Schreck nicht erholen können. Dabei kenne ich die Unternehmungen des Gatten dieser Dame sehr gut. Seine Einkünfte gehen in die Millionen. — Trotzdem werden wir gute Geschäfte machen, da wir einen Vorsprung vor allen Berliner Häusern haben. Jedes Modell, das in Paris kreiert wird, ist einige Stunden später mit Flugzeug auch bei uns. Wir werden also nicht die auf einer Einkaufsreise ausgesuchten wenigen Modelle zeigen, sondern den ganzen Pariser Salon im Original auch hier haben, genau so wie in

A. L. Roche, Prinzessin C. von Sachsen-Coburg-Gotha

A. L. Roche, Prinzessin Pilar von Bayern

Charles Knight, Comic Readings

Ulrico Hoepli, Mailand



Rowlandson, English Dance of Death

J. Scheurer, New York

der rue St. Honorée. Und dann werden die Modelle nicht hier einfach handwerksmäßig kopiert, sondern jedes Kleid neu in Paris von demselben Künstler ausgeführt, der es entworfen hat. Es ist derselbe Unterschied wie bei Gemälden zwischen Original und Kopie. Natürlich *kann* man kopieren. Aber der Kenner sieht auf den ersten Blick den gewaltigen Unterschied. Die Individualität, der Reiz des wirklich Künstlerischen geht bei der Kopie verloren. Auch muß ja bei jedem Kleid immer wieder je nach der Figur neu komponiert werden. Einige Zentimeter der Länge des Rockes entscheiden alles. Es ist so unendlich schwer, diese genaue Länge zu treffen, die heute haar-

scharf die Mitte des Knies schneiden muß. Nach ihr muß aber auch alles in der Komposition des Ganzen wieder abgestimmt werden, Stickerei, Falten, Stoffbreiten — kurz alles. Das sind Dinge, die nur der Schöpfer eines Kleides erfühlen kann, nie der Kopist.

Mit den Stoffen ist es dasselbe. Täglich werden neue Variationen erdacht, die der ausländische Einkäufer erst nach Monaten zu Gesicht bekommt. Wir werden sie mit dem Flugzeug schon wenige Stunden nach der Kreation in Händen haben. Ich zeige Ihnen hier einen Kasha mit kleinen eingewebten altgoldenen Mustern, ein Stoff, der erst seit ein paar Tagen lebt. Oder einen imprägnierten Crêpe de Chine, für Regendreß — auch ein Stoff, den sie hier noch lange nicht sehen werden, in Blau, auch in Weiß und noch eine Anzahl

solcher Neuheiten, die die Berliner Häuser erst sehen werden, wenn Paris sie bereits wieder überholt hat.

Diese Zwischenzeit, die in unserer Epoche doch eigentlich überflüssig ist, wollen wir überspringen. Wir liefern das bestellte Kleid, in Paris gearbeitet, der Berliner Dame genau so in vier Tagen wie der Pariserin. Alles wird mit Flugzeug befördert und der Weg Paris—Berlin auf die für das moderne Heute normale Stundenentfernung gebracht. Natürlich überlegten wir unsere Gründung auch als Geschäftsleute. Sie würde uns aber gar keinen Spaß machen, wenn sie nicht das Ziel hätte, wirklich künstlerische Leistungen zu produzieren und wenn nicht das sportliche Moment da wäre, die Entfernung Paris—Berlin auf die Kürze eines kleinen, alltäglichen und selbstverständlichen Geschäftsweges zu reduzieren.

II. Charlotte et Jenny.

Madame Resnikoff, Leiterin der Berliner Filiale, erzählt:

In Paris wird heute vor allem die kleine Toque ohne Rand, tief ins Gesicht hereingezogen, getragen. Den Damen Berlins ist diese Hutform kaum beizubringen. Von jeder Kundin, der ich so eine Toque empfehlen will, kenne ich die Antwort schon im Voraus. Wie auf Verabredung behaupten alle Berliner Damen, sie hätten für die Toque ein zu breites Gesicht, eine zu große Nase. Wenn sie sich aber zur Toque verstehen, so setzen sie den Hut anders als gedacht auf, setzen ihn also nicht weit genug ins Gesicht und geben damit der Form ein ganz anderes Cachet als beabsichtigt. Man zieht sich heute in Berlin viel besser an als früher, aber trotzdem ist die deutsche Frau in Modedingen noch nicht so beweglich wie die Pariserin. Die Pariserin trägt und findet schön, was Mode ist, die Deutsche hat hierzu weniger den Mut, sie will das tragen, was sie seit Jahren gewohnt ist. Hat sie vor zehn Jahren eine cloche getragen, die ihr gut stand, so will sie immer wieder eine cloche haben. Das erste Wort vieler Frauen, das jede Modeentwicklung abschneidet, ist: „Ich trage immer das und das, zeigen Sie mir etwas Ähnliches." Die Pariserin kann es kaum erwarten, bis eine neue Form herauskommt, die sie sofort haben muß. Angenehmer ist es, wenn der Mann beim Einkauf gleich mitkommt. Die deutschen Männer sind sicherer in ihrem Geschmack. Hat die Dame den Hut

VERLAINE DEUTSCH VON MARTIN HAHN

240 Seiten, in Ganzleinen Mark 5.—
Numeriert, Bütten, Ganzleder Mark 20.—

Paul Verlaine, dieses seltsame Zwitterwesen, dieser in allen Lastern sich wälzende Zyniker mit der Seele eines reinen Kindes, ein Gezeichneter und Begnadeter zugleich, — Paul Verlaine ist neu übersetzt. So übersetzt, daß der Duft, die Leuchtkraft und die kristallene Klarheit der Strophen, daß die schlackenfreie Harmonie von Inhalt und Form in unsere Sprache mit hinüber genommen wurde von dem genialen Übersetzer, der sich vor Jahren durch seine Musset-Übertragung einen Namen gemacht hat.

WÜRFEL VERLAG BERLIN W 57, BÜLOWSTR. 14

allein gewählt, so tauscht sie ihn am nächsten Tag gleich wieder um, und das noch so und so oft. Die Männer scheinen mir in dieser Hinsicht avancierter, auch nicht so sparsam wie die Frauen, und kaufen eher das, was ihnen gefällt, als das, was billiger oder solider im Material ist, und oft muß der Mann seiner Dame erst zu dem teureren, aber vorteilhafter aussehenden Hut zureden, ein Fall, der in Paris sehr selten vorkommt, wo die Frau allein und bewußt kauft.

Wir lassen unsere Hüte nach den Modellen hier in Berlin arbeiten, unter der Leitung einer Pariser Direktrice. Die Berliner Modistin ist sehr sorgfältig, sehr gewissenhaft und peinlich in der Arbeit, aber der Chik, dieses allerletzte Feingefühl, das fast jedes Pariser Nähmädel in den Fingerspitzen hat, das fehlt ihr, dieser letzte, kleine Elan, der den Hut persönlich gestaltet. Unsere Pariser Direktrice vollendet den Hut, der vorgearbeitet ist, auf dem Kopf der Dame selbst. Das ist das Geheimnis der Pariser Modistin: die Anprobe und Fertigstellung auf dem Kopf. Nur so kann die Wirkung erreicht werden, nur wenn der Hut auf ihr selbst fertiggestellt wird, kann die Kundin sicher sein, daß sie das bekommt, was sie will: einen Hut, der wirklich für sie bestimmt ist, zu ihr paßt und alle modischen Erfordernisse ihrer Kopf- und Gesichtsform, ihren Haaren und ihrem Hals anpaßt.

Tikotin. . . . Sehn Sie! . . . es geht Ihnen genau wie mir, es haftet wie eine gute Reklame . . . Man denkt an Nikotin, ich weiß . . . wer nicht! . . dann meint man etwa Wolle, Gewebe, und ergänzt im Geist: sehr dauerhaft, verzieht sich nicht beim Waschen . . . aber es läßt auch andere Schlüsse zu, Sie haben ganz recht . . . Der Atlantikbar-Besitzer beispielsweise sagte, er zerbreche sich den Kopf, aus welchen Abkürzungen es entstanden sei und welche Art von Ware es bedeute, denn seinem Ausschank nachbarlich ist Tikotin als großes Transparent Kurfürstendamm 14/15 und nochmals überm Hof zu sehn . . .

Es bedeutet wirklich etwas . . . einen Menschen . . . Tikotin, das ist ein Name etwa portugiesischen Ursprungs . . . Und ich möchte wohl wissen, wie Sie sich den Besitzer eines so schönen Namens vorstellen! . . . Nein, Sie irren, er ist vielmehr klein und dick und hat das freundliche Gesicht des Kinderbuddhas, der nicht weinen und nicht schlechter Laune sein kann, und

Ein Brief von Frank Thieß

Sehr geehrter Herr!

Ich habe gestern Jack Londons Roman eines Hundes „Jerry"* beendet, und muß Ihnen sagen, daß dieses Werk mich in einem Maße menschlich bewegt hat wie kein anderes Buch des großen Amerikaners. Diese Odyssee eines Hundes hat wirklich etwas vom Blute Homers. Es ist ein überzeitliches und in seiner grandiosen Einfachheit und künstlerischen Geschlossenheit klassisch zu nennendes Epos. Der Roman zeigt nicht nur die Löwenpranke eines großen Könners, sondern er legt das Herz eines liebenden Menschen bloß. Und darin liegt für mich das ganze Geheimnis seiner suggestiven Wirkung. Mit hochachtungsvoller Begrüßung Frank Thieß

*Der Roman „Jerry" erscheint soeben als 7. Band der deutschen Gesamt-Ausgabe der Werke Jack Londons (In Ganzleinen Mark 4.80) im

UNIVERSITAS-VERLAG / BERLIN W 50

dem Asien aus allen Knopflöchern schaut. Und wir Freunde wieder nennen trotz des schönen Namens ihn nicht anders als Kintoki, und das ist der japanische Parzival, und dieser gelbe Parzival ist rot wie ein Krebs und ist der fette Sprößling der langhaarigen Bergfrau Yamauba ... und wer ihn besucht, wird die Richtigkeit des Wortes „nomen est omen" verstehen lernen.

Und wenn man so nichtsahnend mit ihm spricht, steht plötzlich hergezaubert winzig elfenbeinern ein Pferdchen auf dem Tisch, oder ein winziger Fischhändler erschrickt vor einem winzigen Teufel, oder winzig-winzig-winzige Ratten, die in einem Körbchen ihr Wesen treiben, und man weiß Bescheid ...

Er liebt diese entzückenden japanischen Spielereien, diese kleine Pracht, diese kühlen Lacke und kaiserlichen Webereien mit jenem „Sammlerwahnsinn minus Ueberfluß an Geldmangel", der den guten Kunsthändler abgibt ... Und als großer Sammler, der er war, bereiste er bis dato die Weltgeschichte und hinterließ von Warschau bis nach Marseille in jeder interessanteren Stadt Europas irgend solch ein trommelndes Gespenst, oder solch ein schimmerndes Blatt mit fürstlich angetanen Mädchen, die im Yoshiwara Parade gehn, was hierzulande prosaischer, jedoch dasselbe treffend, als Strich bezeichnet wird ...

Nun hat sich Parzival-Kintoki seßhaft gemacht und zeigt uns erst einmal, damit uns grusle, japanische Gespenster. (Der beste Holzschnittkenner Rumpf hat den Katalog gemacht.) Da sehn wir denn auch dich, lieber Leser, als Millionär, über der Geldkassette eingeschlafen und schreckhaft träumend von all den Persönlichkeiten, die dich anpumpen, übers Ohr hauen, betrügen und bestehlen könnten ... ein aufschlußreiches Albdrücken mit Pfandleihern, Bettlern, Geishas, Handwerkern, Kaufleuten ... aber, sagt Kintoki beruhigend: ... kein Japanhändler ist dabei ... *Ottomar Starke*

Schwefel-Bad Schinznach (Schweiz). Nach einer an der Aare bei Schinznach gefundenen römischen Statue der Hygieia ist anzunehmen, daß sich schon die Römer der Quelle bedient haben. Die ältesten Urkunden gehen auf das Jahr 1696 zurück, in welchem Jahr ein Unternehmer die staatliche Konzession für die Errichtung eines Bades vom Staat Bern erhielt. Das Bad hat sich dann stetig weiter entwickelt, bis es vom Anfang bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts ein bekannter internationaler Badeort war. Infolge der theoretischen Einstellung der klassischen Medizin geriet das Bad allmählich in Vergessenheit, bis es dank der wieder wachsenden Erkenntnis von der Wichtigkeit der Schwefeltherapie, gestützt auf die Entdeckung der Parallelwirkung von Schwefel und Insulin zu neuer Blüte auflebte. Schinznach hat sich in kurzer Zeit seinen internationalen Ruf wieder erobert, ist mit Sportplätzen und allen Unterhaltungsmitteln des modernen Kurortes ausgerüstet und wird sicher bald zu den besuchtesten Heilplätzen der Schweiz zählen. *P.*

Berichte aus der Wirklichkeit. Verlag Die Schmiede. Die Sammlung von Reportagen, die soeben von Dr. Trautner herausgegeben, erscheint, basiert tatsächlich auf der Wirklichkeit und bildet eine Lektüre, die das Tempo der Zeit, ihre Höhen und Abgründe so präzis erfaßt, daß wir in der nächsten Nummer eingehend darauf zurückkommen werden.

Wein-Etiketten. Eine außergewöhnliche Anhäufung überflüssiger Gegenstände in Privatwohnungen nennt der Volksmund „Sammlung". Beengt sie den Besitzer in seinen vier Wänden, so baut er ein Museum oder mietet einen Laden. In ersterem Falle wird er im Lexikon als Mäzen, in letzterem im Adreßbuch als Kaufmann geführt. Als Mäzen ist er ein Idealist, ein Schwärmer, ein sympatischer, allseits beliebter und begehrter, edler, gebildeter Mensch und Kulturfaktor, als Kaufmann ist er nur einfach gerissen. Indessen herrscht zwischen Mäzen und Kaufmann ein ähnlich herzliches Verhältnis wie zwischen Kunstwissenschaftlern.

Nur überflüssige Gegenstände werden mit zunehmendem Alter und zunehmender Gebrauchsunfähigkeit schöner und wertvoller. Ursprünglich steht die Brennschere der Semiramis auch auf keinem höheren Niveau als Stillers Schuhknöpfer. Aber von dem Augenblick an, in dem sich irgend welche Dinge in Vitrinen wichtig machen, stellen sie für die Mehrzahl der Zeitgenossen das Vielfache ihres eigentlichen Wertes dar; ein Umstand, der den Sammler vor der Lächerlichkeit bewahrt und ihm vielmehr das Lob der Geschäftstüchtigkeit einträgt.

Die Wissenschaft nennt den Sammler unfreundlicherweise einen Maniak, der in der Zwangsvorstellung lebt, kubische Räume mit Gerümpel füllen zu sollen, von welcher Manie eine Million Künstler, zwei Millionen Kunsthändler und der Staat Sachsen leben, woher drei Viertel aller Altertümer stammen.

Da Sammlungen ihrer Quantität nach beurteilt werden, so dürften an erster Stelle jene Amerikaner stehen, die Architektur sammeln. Nur an gescheiterten Verhandlungen liegt es, daß die Cheopspyramide samt Mumien und Borobudur samt Kunstästheten nicht in den längst fertiggestellten Vitrinen stehen. Germans, auch hier to the front, sind allerdings im Zuge, eine ganze griechische Schutthalde originaliter zu rekonstruieren. Thakeray erzählt von einem Mann, der Echos sammelte, einer meiner Bekannten sammelt Abschiede und bringt drei Viertel seines Lebens feixend auf Bahnhöfen zu. Ganz kleine Sammler sammeln Briefmarken, Trambahnbilletts, Kunstausstellungskataloge, Streichholzschachteln, Zigarrenstummel, ganz einfach Geld, und ... Etiketten.

*

Wenn es allerdings mit dem bloßen Sammeln von Wein-Etiketten getan wäre, würde das Gehalt eines Briefträgers zur Erstellung solcher Sammlung genügen. Aber es ist genau wie mit Kunstwerken, von denen der Besitzer nichts verstünde. Der Besitz allein erhöht den Besitzer nur in den Augen der Dummköpfe, die nach der Preisliste urteilen. Es gibt Dilettanten, die Burgunder zwar trinken, ihn aber anwärmen, ein Pendant zu jenen, die Rheinwein in Eis stellen; es gibt Leute, vor denen gar nicht ernsthaft genug gewarnt werden kann, die große Pfälzerweine unmittelbar vor dem Trinken öffnen, statt sie vierundzwanzig Stunden vorher geöffnet der Zimmertemperatur auszusetzen. Es gibt Menschen, die von Landweinen verächtlich reden, ohne Ihringen am Kaiserstuhl oder Rappoldsweiler im Elsaß zu kennen. Es gibt Leute, die in Italien Asti sagen, statt „Est Est Est" oder „Monterotondo", Leute, die meinen, fünfzigjähriger Wein sei besser als 1920er gewisser

Maria von Medici
Monogrammist W. S. Katalog C. G. Boerner: Alte Holzschnitte

Rheingaulagen, Grünschnäbel, die den Sekt nach, statt vor dem Essen geben, oder ihn den Damen vorsetzen, statt Romanée Mousseux (Sabaume ainé Fils), ein Beaune der Côte d'or, der 1911 besonders süffig gedieh. Wie es Leute gibt, Grünschnäbel des Genusses, die Austern gebacken oder mit Zitrone, statt einfach mit altem Chester, und Caviar auf Toast, statt mit dem Löffel essen, und die über Japan reden, ohne Sake und Haifischflossen zu kennen.

Wie lang währt eine Sensation? ... 10 Minuten, und wenn es köstlich gewesen ist ... 5 Minuten. Und auch ein Rembrandt wird hinterher vergessen. Er wird zum Teegesprächsthema oder zum Geschäft und basta. Keiner würde sein Leben darüber ändern. Der wahre Sammler umgibt sich mit Dingen, die ihm recht häufig Sensationen vermitteln, oder ihn an Sensationen erinnern.

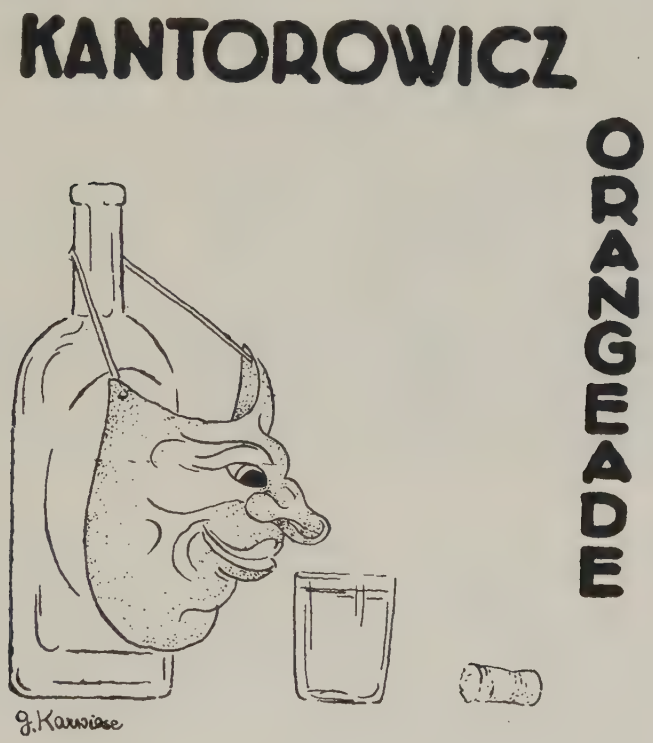
Hierher gehört auch solche Sammlung von Wein-Etiketten, wenn sie richtig zusammengetragen ist. Mit den Daten und Namen der Zechkumpane ein Geschichtswerk. Ich blättere das heutige Datum nach. Vor sieben Jahren genau Johannisberger-Probe mit Fred und Tom. Im gotischen Keller. Drei Sorten Metternichscher Creszens, signiert Henisch, 1893er, eine Blaulack, eine Gelblack, eine Goldlack ... Ich werde blau-gelb-golden flaggen ...

Ottomar Starke

Ist das Vorurteil gegen den 1921er Sekt berechtigt? Mit dieser viel umstrittenen Frage befassen sich die Weinfachleute seit Jahren. Die rege Nachfrage nach guten Deutschen Schaumweinen des berühmten 1921er Weinjahres beweist das Gegenteil! Wie verfehlt es wäre, die Voreingenommenheit gegen den 1921er Sekt zu verallgemeinern, zeigt am besten der soeben auf dem Markt erschienene Deinhard lila „1921" der weltbekannten Sektkellerei Deinhard & Co., Koblenz, an Rhein und Mosel. Erst reichlich spät hat sich diese Sektkellerei entschließen können, ihre 1921er Cuvées in den Verkauf zu bringen, weil sie alten Grundsätzen getreu auf „Qualität und Ablagerung" ihrer Sektmarken ganz besonderen Wert legt. So wird denn dieser aus den erlesensten Weinen bereitete und zu köstlicher Reife entwickelte 1921er Sekt die wertvollste Bereicherung unserer deutschen Schaumweine bilden.

Diesem Heft liegt ein reichhaltiger Prospekt des **Insel-Verlages** bei.

Bilderrahmen als Sammelobjekt. Moderne Maler meinen, daß der Rahmen nur den Zweck hat, für schlechte Bilder gute Preise zu erzielen. Das ist eine oberflächliche Meinung, und es ist auch falsch, zu glauben, es wäre ein fades Thema, wenn man darüber schriebe. Auch der Rahmen hat eine interessante Geschichte und muß nicht nur vom Gesichtspunkt des Kunsthandwerks, sondern auch vom Standpunkt des Kulturdokuments gewertet werden. Ursprünglich waren nur Kirchenbilder eingerahmt (weil nur die Kirche den Künstlern

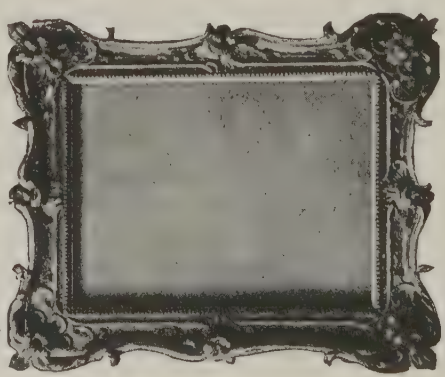


Bilderaufträge gab). Wie wir es in den Kirchen aus dem zwölften bis vierzehnten Jahrhundert sehen, hatten die Rahmen damals nur einen architektonischen Charakter, sie wurden von den Innenarchitekten aus Metall, Glas oder aus Marmor in das Kirchenschiff hineinkomponiert. (In Venedig machte man in dieser Zeit meistens nur Glasrahmen.) In der Gotik gab es keine Wände, und so war man gezwungen, die Kirchen statt mit Wandmalereien mit Glasmalereien auszustatten. In der Zeit der Gotik haben die Künstler nur die Altarbilder mit Rahmen versehen, und die schönsten Rahmen, die heute in den Kunsthandel kommen, kommen von gotischen Altären. Die wertvollsten Rahmen aus dieser Zeit besitzen die Kirchen in Brügge. Dürer, Holbein und Bellini haben sich selbst die Rahmen geschnitzt. Erst in der Renaissance begann der Rahmen als profaner Raumschmuck zu gelten, aber bis zum sechzehnten Jahrhundert noch waren die Schnitzer immer nur die Künstler selbst. Erst mit dem Beginn des Protestantismus gab es Handwerker, die

sich auf Rahmenschnitzerei spezialisierten, und es ist sonderbar, daß in dieser Zeit der Rahmen den architektonischen Charakter verliert und einen nur dekorativen Charakter bekommt. Es spricht für den asketischen Charakter des Protestantismus, daß man in dieser Zeit von den Goldrahmen abkommt und zum ersten Male weiße, braune und schwarze Rahmen schnitzt. Die Kunst des Rahmenschnitzens blühte erst wieder später im Barock des siebzehnten Jahrhunderts und im Rokoko des achtzehnten Jahrhunderts reicher auf. In dieser Zeit hatten die Rahmen üppige Ornamentierung; die schönsten Exemplare stammen aus Prag, Venedig und Paris. Im neunzehnten Jahrhundert geriet die Rahmenschnitzerei ganz in Verfall; es wird nur Fabrikware hergestellt. Erst in der letzten Zeit befaßt man sich wieder intensiver mit der Anfertigung künstlerisch wertvoller Rahmen.

Selbstverständlich sind auch in Deutschland viele wertvolle Rahmen im Handel, aber sie bilden selten einen Auktionsgegenstand. Ganz anders ist es in Frankreich, wo fast auf jeder Auktion im Hotel Drouot einige wertvolle Rahmen versteigert werden. In Frankreich gibt es ausgesprochene Rahmensammler. Ein solcher war jahrzehntelang Camondo, der seine ganze Sammlung dem Louvre schenkte. Auch das Museum Cluny in Paris besitzt eine wertvolle Rahmensammlung. In Deutschland hat dieser Gegenstand noch nicht viele Interessenten, das Kunstgewerbemuseum besitzt zwar wertvolle alte Rahmen, aber sie sind keine Liebhaberei, und in ganz Berlin gibt es nur eine Kunsthandlung, *„Pygmalion-Werkstätte"*, die sich ausschließlich mit dem Ankauf und Verkauf berühmter Rahmen befaßt. *Emszi.*

Beba-Palast. Berlins neuestes Großkino in der Kaiserallee, von dem Architekten Friedrich Lipp erbaut, erhöht seine vorteilhafte Raumgestaltung durch die wirkungsvolle Verwendung von Gold als Wandbemalung, das in allen Farben changiert. Diese vornehme Abtönung, von dem Maler Heinrich Richter-Berlin geschaffen, erschließt eine Möglichkeit für künstlerisch wirkungsvolle Aufteilung großer Wandflächen, die neu ist und erfreulich von dem knalligen, in Kinos üblichen Dekorationsschema abweicht. *Draco.*



Das in der Aprilnummer des „Querschnitt“ unter dem Titel **„Der Bücherwurm“** veröffentlichte Vorspiel ist nicht von Mechtilde Lichnowsky. Von ihren in Versen geschriebenen kleinen Szenen kam nur das Couplet „Wir haben an Farben ja jede Nuance“ zum Abdruck. **Die Prosa** des Festspieles wurde improvisiert von Frau Baronin Marie Anne Goldschmidt-Rothschild.

Marie Anne v. Goldschmidt-Rothschild

Sammler kauft Kunst der Lebenden. Es ist dem großen genuesischen Chemiker Professor Dr. Alessandro Cività-Cocoli gelungen, die Substanz von Terracotten zu analysieren, so daß er feststellen kann, aus welchem Jahrhundert dieselben stammen und aus welchem Lande. — Die französischen und amerikanischen China-Händler haben mit Unterstützung von chemischen Firmen sich zusammengeschlossen, um diese Entdeckung zu erwerben, damit sie nicht zu ihrem Schaden ausgebeutet wird. — Diese Tatsache erinnert an die Entdeckung des Fingerabdrucks Rembrandts durch den Gerichtschemiker Dr. Gésinus Visser van Hoboken in Leyden. Diese Entdeckung des holländischen Chemikers wurde seinerzeit von einem Syndikat von Kunsthändlern und Kunsthistorikern erworben. Die Gefahr war damals groß, denn Dr. van Hoboken war gerade dem Fingerabdruck von Ruisdal auf die Spur gekommen. *E. S.*

RODENSTOCK

PERFA-PUNKTUELL

DAS BESTE BRILLENGLAS

Angenehmes, scharfes Sehen in jeder Blickrichtung / Fachgemäße Anpassung bei allen Optikern

In the Quarter. The opening of Kiki's exhibition at the Galerie Sacre du Printemps yesterday was an event which brought out the habitués of the Quarter en masse. From five o'clock until after midnight they came in a steady stream and the little gallery seethed with excited comment. It was, so far as we know, the most successful vernissage of the year. Those who came to smile remained to buy, and before the night was over a large number of canvases were decorated with a little white vendu card. „Amusing, naive, fresh, mouvementé" were the adjectives most frequently applied to this charming collection of pictures. Those who were not aware that Kiki possessed a real talent for painting were pleasantly surprised. A large picture of women washing clothes on a river bank, called „Les Laveuses", was a favorite with this chronicler. The collection will be sent to Berlin at the conclusion of the show here, to be exhibited in the **Sturm gallery.**

(The Paris Times 26. 3.)

Sehr geehrter Querschnitt. In Ihrem Märzheft hat mich **Herr Großmann** gezeichnet. Während andere Maler, als sie sahen, daß es mit dem Expressionismus zu Ende geht, sich einem modernen Realismus zuwandten, ging Großmann zum Schmockismus über. Er ist ein talentvoller Kolorist, ein genialer Lebenskünstler; bedauerlich, daß die Tagespresse ihn jetzt mit Beschlag belegt und ihm so die Zeit stiehlt, die er doch notwendig brauchte, um das Handwerkliche des Zeichnens zu erlernen. Seine Gestalten haben keine Knochen und kein Leben. Solche Hände! So ein Mops! Da kann es ja einer Sau grausen.

Der Querschnitt will das Fachblatt der Snobs sein. Der Snob fürchtet nichts heftiger als unmodern zu werden. Da er bemerkt hat, daß sehr moderne Kunstwerke oft schlecht gezeichnet sind, hält er Dilettantismus für das Wesentliche. Einen schlecht sitzenden Anzug wird er dem Schneider zurückweisen. Auch die bildende Kunst hat ihre handwerklichen Voraussetzungen. Eines Tages wird der Snob entdecken, daß eine schlecht gemachte Zeichnung nicht moderner ist als ein verpfuschter Smoking. Dann bleibt ihm an Großmanns Artikeln nur die Freude an seltenen oder frei erfundenen Fremdworten. Was ist „pyknisch"? Keiner meiner philologisch gebildeten Freunde, kein Fremdwörterbuch konnte mir darüber Auskunft geben.

Wie oberflächlich Großmann die Dinge nimmt, geht schon daraus hervor, daß er von meinem häuslichen Schlafrock spricht, mich mit ihm bekleidet zeichnet. Ich habe nie einen Schlafrock besessen, so wenig wie Pantoffeln. Das sind Attribute knochenloser Mollusken, die mir gegen das Gefühl gehen.

„Aha!", werden Sie sagen, „deshalb diese ganze Philippika!"

Darauf kann ich nur erwidern: „Ganz richtig."

Und verbleibe Ihr ergebener **Th. Th. Heine.**

Die in Nr. 2 des „Querschnitt" veröffentlichte **Nietzsche-Maske aus „Langer-Gruhle, Totenmasken"**, Verlag Georg Thieme, Leipzig, stellt, wie wir nachträglich erfahren, eine von dem Bildhauer **Rudolph Saudek** in Leipzig vorgenommene Ueberarbeitung dar.

Wiesbaden, das deutsche Nizza. Kein Ort Deutschlands wirkt so international in der Zusammensetzung seines Publikums wie die Kurstadt im Taunus. Schon die ersten drei Monate dieses Jahres haben 22 500 Besucher in die Frühlingssonne gelockt, mit der Wiesbaden besonders begnadet zu sein scheint. 20 Grad um die Mittagszeit bedeuten für den Monat März einen Rekord, der noch ungeschlagen ist. Dazu kommt die herrliche Mischung: ein Kurort mit allen Vorzügen der Großstadt und des Landes. Auch gesellschaftlich hat Wiesbaden wieder seinen alten Ruf bestätigt; Namen von Weltgeltung verzeichnet die Kurliste, deren sich kaum ein anderes Bad zu rühmen hat. *F.*

Im Monat April feierten ihren 50. Geburtstag: **Georg Kolbe**, **Alfred Kubin** und **Karl Walser.** Zu ihrem Lobe Worte zu verschwenden, ist überflüssig. Ebenso **Dr. Emil Herz**, Verlagsdirektor im Hause Ullstein. Diesem wurde von Mitgliedern des Verlages als Festgabe ein Blatt des Höllenbreughel dediziert, womit auch das Geburtstagskind M. I. F. geehrt werden sollte.

Am 1. Mai beging **Prof. Dr. Fries** sein 25jähriges Jubiläum als Direktor des Museums zu Elberfeld. Ihm hat diese Stadt, die außer Hans v. Marées, Else Lasker-Schüler und v. d. Heydt nichts Künstlerisches produziert hat, zu danken, daß sie eines der besten deutschen Provinzmuseen besitzt.

Alle haben ihre Jugend mit soviel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken ihrer vieillesse verte freuen.

INSTITUT DE BEAUTÉ

Becker & Vilko

Budapester Str. 11, Steinpl. 11042 / Filiale Grunewald-Roseneck, Pfalzb. 5391

PLATTEN-QUERSCHNITT

Grammophon. Nr. 042 500. L. Lewandowski und L. Rosenfeld, „Kol Nidre". Bariton: Joseph Schwarz, Cellobegleitung: Prof. Grünfeld: Prächtige Interpretation der berühmten alten Melodie. — *Rückseite: Giordano, „Caro mio bene":* Battistinihaft gesungen von J. Schwarz.

Vox. Nr. 06339. Ditterdorf, 3. Satz aus dem D-dur-Quartett. Gespielt vom Guarneri-Quartett: Flatternder Allegrosatz zierlichsten Rokokos. — *Rückseite: Beethoven, „Menuett" aus dem A-dur-Quartett op. 11, Nr. 5 (Guarneri-Quartett:* Heitere Schlichtheit.

Grammophon. Nr. B 29 138 bis 29 146. Beethoven, „A-moll-Streichquartett" op. 132. Gespielt vom Deman-Quartett: Erfreulich antitraditionelle Wiedergabe dieser grandiosen und merkwürdigen Musik. Der erste Satz gehört technisch und klanglich zum Besten, was die Platte zu leisten vermag. Den dritten Satz benannte Beethoven: „Heiliger Dankgesang eines Genesenen an die Gottheit, in der lydischen Tonart."

Parlophon-Lindström A. G. Nr. P 9052/53. Bizet, „L'Arlésienne". Drei Stücke, dirigiert von Prof. Schreker: Wärmste Cantabilität, dramatisch und rhythmisch empfundene Musik südlicher Grenzatmosphäre.

Parlophon-Lindström A. G. Nr. P 9059/9062. Beethoven, 4. Klavierkonzert op. 58, G-dur. Klavier: K. Szreter: Klarheit und flüssige Behendigkeit des pianistischen Parts.

Grammophon. Nr. B 29 129/29 136. Beethoven, Streichquartett op. 59, Nr. 3 C-dur. Gespielt vom Deman-Quartett: Erstaunlich gut gelungene Reproduktion des sogenannten „Helden-Quartetts" mit altväterlichem Menuett und stürmender Schlußfuge.

Orchester. Nr. E. G. 212. P. Whiteman, „No Fooling": Typischer Whiteman-Foxtrott. Schlagzeugpassagen erzielen Klaviereffekte.

Orchester. Nr. E. G. 336. „Turkish Towel". Savoy Havana Band: Operistischer Charleston mit interessantem Rhythmuswechsel und prätentiösen Steigerungen.

Orchester. Nr. E. G. 183. „Spaventa". Rio Grande Tango Band: Exotisierte Melodik, schmelzendes Bariton-Solo.

Odeon. Nr. B. 7535. Benno Bardi, „Aegyptische Suite nach afrikanischen Motiven". Künstler-Orchester Dajos Béla: Europäisierte Orient-Rhythmen für moderne Komponisten, aufschlußreich in bezug auf Intervalle.

MUSIK ZU HAUSE

Das beste elektrische Aufnahme-Verfahren. – Ohne Nebengeräusch.

★

ODEON MUSIKHAUS
BERLIN, LEIPZIGER STRASSE 110

CARL LINDSTRÖM A.-G. / BERLIN SO 33

ODEON
★
PARLOPHON
★
BEKA
★
COLUMBIA

N. d. Originalradierung v. Fritz Kühnert

MONTBLANC

DER FÜLLHALTER
IN DER SOMMERFRISCHE

*

GEBR. STÖFFHAAS / HAMBURG
GR. JOHANNISSTRASSE 21 / STEINDAMM 21
BERLIN W 66 / LEIPZIGER STRASSE 123a
BERLIN W 8 / FRIEDRICHSTRASSE 85a
LEIPZIG / GRIMMAISCHESTRASSE 25

IN JEDER BUCHHANDLUNG IST ZU HABEN

DAS PSYCHOANALYTISCHE VOLKSBUCH

HERAUSGEGEBEN VON FEDERN U. MENG

BRIEFMARKEN

Wenn Sie Briefmarkensammler sind oder werden wollen, so müssen Sie die

»Frankfurter Briefmarken-Zeitung«

lesen. — Bezugspreis halbjährlich nur Rm. 1.50. Neue Besteller erhalten fünfzig verschiedene Marken vollständig umsonst. Probenummer kostenlos!

Frankfurter Briefmarken-Zeitung, Frankfurt a.M.

Alt-Italienische

Meister-Violine

aus Privathand verkäuflich. Direkte Anfragen unter „Qu. 222" erbeten an das Ullsteinhaus Berlin SW 68, Kochstrasse 22-26

Rheinischer Antiquarius Nr. 17

Lagerkatalog

Kunstgeschichte·Kunstgewerbe

soeben erschienen.

Interessenten stehen unsere Lager- und Versteigerungskataloge auf Verlang. kostenl. zur Verfügung. Ankauf von Bibliotheken und einzelnen Werken von Wert. Übernahme von Versteigerungen. *Speziell: Kunstgeschichte. Rheinische Geschichte.*

Antiquariat Creutzer GmbH/Köln, *Schildergasse 82*

OKASA FÜR MÄNNER

Neue Kraft durch das neue Kräftigungsmittel „OKASA" nach Geheimrat Dr. med. Lahusen. Hervorrag. begutachtet ist die prompte und nachhaltige Wirkung. Eine Original-Packung (100 Tabletten) 8.50 M. Das echte Präparat erhalten Sie nur durch **Radlauers Kronen-Apotheke, Berlin W 156,** Friedrichstr. 160 (zw. Unter den Linden und Behrenstr.) Hochinteressante Brosch. kostenl. in verschl. Doppelbrief.

Kurze Röcke, dicke Beine u. Krampfadern?

Fehler und Mängel der Beine enthüllt die heutige Mode rücksichtslos. Sie ersparen sich Ärger, heftige Beschwerden und verhüten vielleicht ein schmerzhaftes Leiden, wenn Sie beizeiten einen Gentila Gummistrumpf tragen. Bei Krampfadern, geschwollenen Beinen, verdickten Gelenken sind Gentila Gummistrümpfe unentbehrlich. Sie geben einen festen, wohltuenden Halt, beseitigen oder vermindern die Beschwerden und erhöhen die körperliche Leistungsfähigkeit. Gentila Fesselformer schaffen schlanke Fesseln. Selbst unter sehr dünnen Seidenstrümpfen fallen die nahtlosen Gentila Gummistrümpfe und Fesselformer nicht auf.

Katalog S 3 kostenlos.

Hüten Sie sich vor Nachahmungen. Die Original-Gentila Modelle sind nur direkt von uns zu beziehen u. tragen unsere ges. gesch. Gentila *Marke.*

J. J. GENTIL G.m.b.H., BERLIN W 9

Potsdamer Straße 5 (am Potsdamer Platz)

Europas größtes Spezialhaus für Gummistrümpfe, Figurverbesserer, Leibträger, Bruchbänder. 8 Anproberäume — Geöffnet 9–6.

AUKTION CXVIII
am Mittwoch, den 18. Mai 1927
FARBSTICHE
englischer und französischer Schule
Porträts und Miniaturen
AUKTION CXIX
am 27. und 28. Mai 1927
AUTOGRAPHEN
Literatur, Musik, Kunst, Geschichte
KARL ERNST HENRICI
BERLIN W 35, LÜTZOWSTR. 82,I

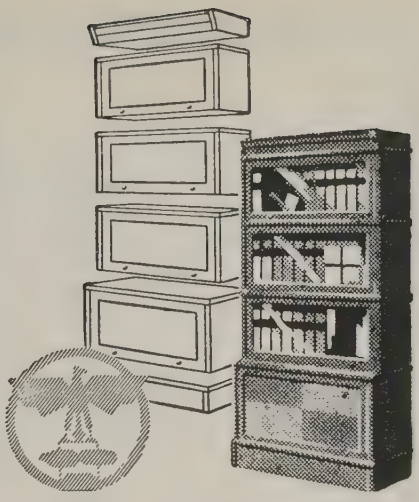
Besuchen Sie

die

Kaspar-Hauser-Ausstellung

der Stadt Ansbach im Museumsgebäude, König-Ludw.-Promenade 20

Lückenlose Zusammenstellung in chronologischer Reihenfolge alles dessen, was von Hauser auf die Nachwelt gekommen ist. Unerschöpfliche Fundgrube für Kaspar-Hauser-Forscher. ✓ Ansbach ist als Knotenpunkt der Bahnlinien Frankfurt-Würzburg-München u. Nürnberg-Stuttgart bequem erreichbar



SOENNECKEN
IDEAL-BÜCHERSCHRÄNKE

Aus einzelnen Abteilen zusammensetzbar, daher in Höhe und Breite beliebig zu vergrößern.

F. SOENNECKEN · BONN
BERLIN · LEIPZIG

Kaspar Hauser

Verlangen Sie Prospekt über einschläg. Literatur von

C. Brügel & Sohn A. G.
Ansbach (Mittelfranken)

Charlotte & Jenny
HÜTE

PARIS, 39 BOULEVARD DES CAPUCINES
BERLIN W 9, LENNESTR. 4. LÜTZOW 6474

Der moderne

FÜHRER

durch die Literatur aller Zeiten und Völker: Aufsehenerregend in seiner umwälzenden Methode, unentbehrlich für Lehrende und Lernende ist das in Lieferungen neu erscheinende „Handbuch der Literaturwissenschaft" herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. O. Walzel-Bonn, mit etwa ***3000 Bildern*** *in Doppeltondruck und vielen Tafeln zum Teil in Vierfarbendruck. Gegen monatliche Zahlung von nur* **M 7.-**

Man verlange Ansichtssendung 32 a

Artibus et literis, Gesellschaft für Kunst- u. Literaturwissenschaft m.b.H., Potsdam

GALERIE FLECHTHEIM

DÜSSELDORF, KÖNIGSALLEE 34
BERLIN W 10, LÜTZOWUFER 13

◆

IMPRESSIONISTEN
ZEITGENÖSSISCHE MALEREI
EXOTISCHE SKULPTUREN

BRONZEN VON EDGAR DEGAS / BELLING / DE FIORI
HALLER / MAILLOL / SINTENIS

◆

AUSSTELLUNGEN

BERLIN:

(NACH DER VERGRÖSSERUNG) 15. MAI — 4. JUNI
CÉZANNE (AQUARELLE UND ZEICHNUNGEN)
DEGAS UND MAILLOL (BRONZEN)

DÜSSELDORF:

GEMÄLDE VON RENOIR. ZEITGENÖSSISCHE KUNST

FERD. MÖLLER

GALERIE UND VERLAG

POTSDAM, WOLLNERSTR. 14

*

Wiedereröffnung

der Galerie in

BERLIN W 35

Schöneberger Ufer 38
(an der Bendlerbrücke)

Mitte Juni 1927

*

BAD EMS

Weltberühmt durch seine Quellen und seine Schönheit

Von den bedeutendsten Ärzten seit Jahrhunderten empfohlen bei **allen Katarrhen** (Luftwege, Magen, Darm, Niere, Blase, Unterleib), **Asthma, Emphysem, Grippefolgen, Rückständen von Lungen- und Rippenfellentzündung, Herz-, Gefäßerkrankungen, Gicht und Rheumatismus**

Trinkkuren, Badekuren, Inhalations- und Terrainkuren
Natürliche kohlensaure Bäder. Die besteingerichteten und vielseitigsten Inhalatorien. Pneum. Kammern. Staatliche ärztliche diagnostische Anstalt

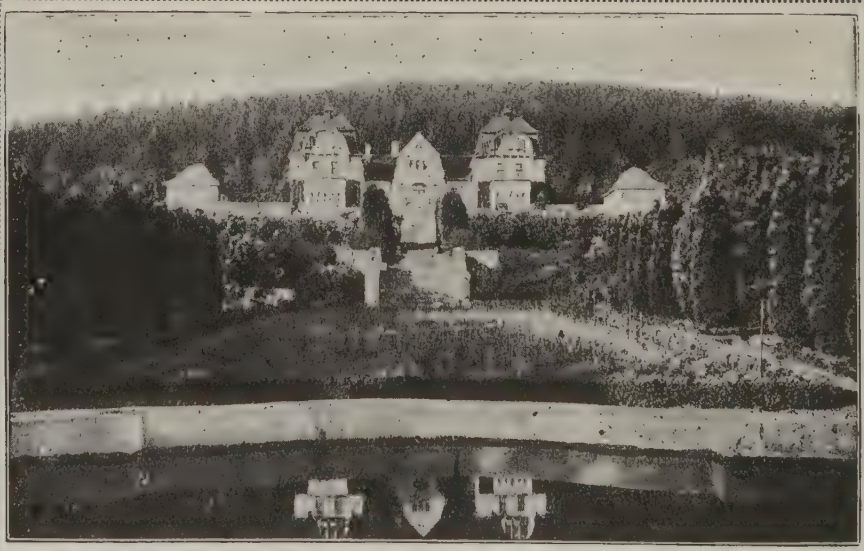
Unterhaltungen und Sport aller Art. — Ausflüge (Bergbahn, Gesellschaftskraftwagen, Motorboote) in das Lahn-, Rhein-, Moseltal, Taunus, Westerwald, Hunsrück und Eifel. — **Vorzügliche Gaststätten jeden Ranges.**

Reiseverbindung: Strecke Koblenz—Giessen—Berlin (17 Kilometer von Koblenz) Rheindampfer-Anlegestellen: Koblenz, Niederlahnstein und Oberlahnstein

Emser Wasser (Kränchen), Pastillen, Quellsalz, Emsolith, echt.

Druckschriften durch Reisebüros und die

STAATLICHE BADE- UND BRUNNENDIREKTION BAD EMS



Teutoburger Wald **Für Nerven-, Herz-, Blut-, Arterien- und Stoffwechselkranke.** Gegr. 1907. Herrliche Lage. Auserlesene Verpflegung. Diätkuren.

Besonders günstige Erfolge bei Blutdrucksteigerung, Spitzenkatarrhen, Schilddrüsen-Erkrankungen. / Prospekt.

DR. MANFRED FUHRMANN
HIDDESEN / DETMOLD

Sanatorium Grotenburg

Das Weltkurbad

WIESBADEN

DEUTSCHLANDS GRÖSSTES HEILBAD

Weltberühmte Kochsalzthermen 65,7° C. Heilt Gicht und Rheuma, Nervenkrankheiten und Stoffwechselleiden, Erkrankung der Atmungs- und Verdauungsorgane. Einreise unbehindert mit amtlichem Personalausweis, mit Lichtbild oder Reisepaß. Brunnen- und Pastillenversand. Gute Unterkunft bei äußerst mäßigen Preisen. Hotelverzeichnisse (8000 Betten) durch das Städt. Verkehrsbüro und die Reisebüros. – Hervorragende Veranstaltungen im Kurhaus und den Staatstheatern.

Schwefelbad Schinznach

im Aargau (Schweiz) an der Linie Olten-Brugg

nimmt nach Professor Dr. Treadwell »unter den Schwefelquellen des Kontinents die erste Stelle ein«. Heilanzeigen: Rheumatismus, Gicht, Katarrhe, Asthma, gewisse Wunden und Entzündungen, Arteriosklerose, Erkrankungen der Schleimhäute (Nase, Rachen, Kehlkopf), Rachenmandeln, Frauenleiden, Skrofulose, Blut-, Drüsen-, Gelenk-, Knochen- und Hautkrankheiten (venerische ausgeschlossen). Neu eingerichtet: Kinderstation in der Spitalabteilung, Privatbäder, Zimmer mit fließendem Wasser.

»KURHAUS« und »PENSION HABSBURG«

Pension frs. 14.— bis 22.— Pension frs. 11.— bis 13.—

Dr. Sandow's
brausendes
Frucht-Salz
Erfrischend / Beruhigend
Zu haben in Apotheken u. Drogenhandlungen
Kleines Glas ca. 50 Trinkgläser M 1.70.
Großes Glas ca. 90-100 Trinkgläser M 2.50

Bad Kudowa Kreis Glatz Herz-Sanatorium! Kohlens. Mineralbäder des Bades im Hause. Aller Komfort. Mäßige Preise. Besitzer und Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. Zweiter Arzt: Dr. G. Herrmann Telefon 5.

Meran Sonniger Südalpen-Kurort. Alle modernen Kurmittel und Sporteinrichtungen. Hotel- und Sanatorienkultur bei mäßigen Preisen. Kurvorstehung.

St. Blasien im südl.-bad. Schwarzwald Höhenluftkurort (800 m). Prospekt durch städtische Kurverwaltung

LINGUAPHONE-METHODE

das ist

der natürliche und folglich **der einfachste Weg.** Die Linguaphone-Methode ist die Einfachheit selbst. Sie hören durch Schallplattenübertragung die Unterrichtsvorträge eines berühmten Sprachlehrers des Landes, dessen Sprache Sie zu beherrschen wünschen, in Ihrem eigenen Hause und zu jeder Ihnen beliebigen Zeit.

Als Kind haben Sie Ihre Muttersprache s p i e l e n d leicht gelernt Ebenso leicht lernen Sie jetzt die fremde Sprache nach der neuen Methode von einem eingeborenen Lehrer. Durch die Linguaphone-Wiedergabe prägen sich Ihnen Worte und Sätze ein wie die Melodie eines oft gehörten Liedes. Die Linguaphone-Methode lehrt Sie in gleicher Weise **Englisch, Französisch, Spanisch, Italienisch, Russisch, Esperanto, Deutsch.** „Verblüffend einfach" bezeichnet ein Linguaphone-Schüler die Methode, nach der er vier fremde Sprachen hintereinander gelernt hat. Überzeugen Sie sich selbst und verlangen Sie auf endstehendem Abschnitt nähere Angaben über eine unverbindliche Versuchslieferung für 7 Tage.

Dieser Lehrer ist ausschließlich für Sie da!

Linguaphone-Institut, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Lützow 5940, Nollendorf 7106

Hier abtrennen:

An das Linguaphone-Institut Abt. 7, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b
Ich bitte um Ihre Angaben betr. einer für mich unverbindlichen Lieferung auf 7 Tage.

Name: ..... Adresse: .....

EIN NEUER ROMAN:

ROBERT HICHENS

Vivian und ihr Mann

Sport und Liebe sind das Wesen Vivians. Heiterkeit, Kühnheit und Geduld geben ihr die Kraft, mit ihrem Mann durch Dick und Dünn zu gehen.

In der Reihe der 3 Mark-Bücher / In jeder Buchhandlung

VERLAG ULLSTEIN

Die Verjüngung der Frau?

Diese aktuelle, wichtige Frage der Menschheit wird eingehend behandelt in dem neuerschienenen, 368 Seiten umfassenden Buch

BENNO VIGNY

Nell John

Roman einer Verjüngten

Kartoniert M. 4.50 / Ganzleinen M. 6.50

Jede Frau muß dieses Werk gelesen haben! Es ist das Buch des Tages, von dem man spricht.

„Nell John" von Vigny erweitert das Stoffgebiet des Romans, wirkt neue Spannung, schafft Einblick in bisher nicht erschlossene Bezirke der menschlichen Seele. Schon um seiner Technik willen, die, geschult an besten romanischen Mustern, locker und gespannt zugleich, in Deutschland überaus selten ist, verdient das Werk hohe Aufmerksamkeit. ***Lion Feuchtwanger.***

Ferner ist erschienen:

BENNO VIGNY

Amy Jolly

die Frau aus Marrakesch

Der fesselnde Marokko-Roman

Kartoniert M. 4.– / Ganzleinen M. 6.–

„Amy Jolly" ist in der Form eine Dichtung, im Inhalt ein Kulturdokument. ***Dr. Emil Faktor.*** *„Berl. Börsen-Courier"*

Der ganze Glanz Amy Jollys, die packende Atmosphäre von Marrakesch mit den Räuschen von Blut und Qual, Verzückung und Wollust, Taumel und Untergang sind in diesem Roman in gewaltigen Kurven festgehalten und zu einem geschlossenen Ganzen gestaltet. Ein Panorama menschlicher Schicksale und Leidenschaften, grenzenloser Hingabe und seelischer Empörung, ein bekennerisches Panorama tut sich auf und packt den Leser mit der ersten Zeile. ***Fred Antoine Angermayer.***

In diesen Tagen erscheint:

CLAUDE ANET

Die göttliche Suzanne

Deutsche Bearbeitung von Dr. Willy Meisl

Ganzleinen M. 6.–

Die Lebensschicksale der Tennisweltmeisterin Suzanne Lenglen und das Mysterium ihrer Unbesiegbarkeit sind in diesem mehr als interessanten Buche beschrieben. Dieser neueste Anet wird weit über seine Gemeinde hinaus interessieren und überdies ein bleibendes Dokument für die Geschichte des Tennissportes sein.

In jeder Buchhandlung erhältlich

WELTBÜCHER-VERLAG

BERLIN-FRIEDENAU

OEUVRES DU MARQUIS DE SADE

Soeben erscheint die französische Original-Ausgabe

HISTORIETTES, CONTES ET FABLIAUX PAR

LE MARQUIS DE SADE

Aus dem unveröffentlichten Manuskript zum erstenmal herausgegeben von

MAURICE HEINE

Titelradierung von Henry Chapront
352 Seiten in Handpressen-Druck

Es erscheinen jährlich ein bis zwei starke Bände ohne Bandbezeichnung

Japanausgabe (15 Exempl.) M 195.–
Velinausgabe (85 Exempl.) M 90.–

Zu beziehen durch die

Gesellschaft des philosophischen Romans

Charlottenburg, Uhlandstr. 191

PORTAL DES KUNSTPALASTES

DÜSSELDORF, DIE SCHÖNSTE MODERNE GROSSSTADT AM RHEIN

GROSSE DEUTSCHE KUNSTAUSSTELLUNG / DÜSSELDORF 1928